

REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Aus dem Inhalt:

Peter Dehrt
Die Kirche – eine alternative
Gesellschaft

E. Monnerjahn
Zur Marienverehrung des hl. Franz
von Assisi

Benito Schneider
Veranschaulichungen zum Gesetz der
Harmonie von Natur und Gnade

Heinrich Dinrod
Das Opus Dei

Wie Abweichungen zur Norm werden

Buchbesprechungen

Inhalt:

Peter Dehrt
**Die Kirche – eine alternative
Gesellschaft** 97

Engelb. Monnerjahn
**„Sei begrüßt, heilige Herrin,
hochheilige Königin“ – Zur Marien-
verehrung des hl. Franz von Assisi** 100

Benito Schneider
**Veranschaulichungen zum Gesetz der
Harmonie von Natur und Gnade** 116

Heinrich Dinrod
**Moderne Bewegungen in der Kirche (I):
Das Opus Dei** 124

Blick in die Zeit 134

Wie Abweichungen zur Norm werden

**Verfolgte Christinnen in der
Sowjetunion** 137

Buchbesprechungen 140

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung
ISSN 0341-3322

Schriftleitung: Dr. Engelbert Monnerjahn
Anschrift der Schriftleitung: Trierer Str. 400, 5400 Koblenz-Metternich

Verlag: Patris Verlag, 5414 Vallendar-Schönstatt, Postfach 120

Herstellung: Neuwieder Verlagsgesellschaft, Neuwied

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Schriftleitung zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

Erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements DM 19,50 + DM 0,95 Porto, Ausland DM 19,50 zzgl. DM 2,20 Porto. Preis des Einzelheftes DM 5,50.

Die Kirche – eine alternative Gesellschaft

Zu den Aufgaben, die Pater Kentenich seiner Gründung hinterlassen hat, gehört die Sorge für eine christliche Gesellschaftsordnung. Vor allem auf der Oktoberwoche 1946, der sogenannten Krönungswoche, proklamierte er diese Aufgabe und visierte Wege zur ihrer Verwirklichung an. Ein halbes Jahr später, bei einer Privataudienz am 14. März 1947, gab er Papst Pius XII. die feierliche Versicherung, Schönstatt wolle besonders durch seine Säkularinstitute einen Beitrag leisten „zur Rettung der christlichen Gesellschaftsordnung“.

Proklamationen ähnlicher Art waren in jenen Jahre in Deutschland keine Seltenheit. Nach der Katastrophe des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs schien eine christliche Gesellschaftsordnung vielen, zunächst wohl sogar der Mehrheit des Volkes, die einzig mögliche Orientierung für den Weg des Wiederaufbaus aus den materiellen und geistigen Ruinen zu sein.

Dann aber, als sich in den folgenden Jahren unter der Kanzlerschaft Adenauers mit Ludwig Erhard als Wirtschaftsminister die „freie und soziale Marktwirtschaft“ als erfolgreich erwies und die Welt über ein „deutsches Wirtschaftswunder“ zu staunen lernte, wurde die Rede von „christlicher Gesellschaftsordnung“ immer seltener und dünner, bis sie schließlich überhaupt nicht mehr zu vernehmen war. Es kam die Meinung auf, angesichts der Erfolge der „freien und sozialen Marktwirtschaft“ könne man das Vorhaben der Verwirklichung einer christlichen Gesellschaftsordnung auf sich beruhen lassen. Tatsächlich sucht man auch heute noch in Veröffentlichungen katholischer Sozialwissenschaftler vergeblich nach dem Begriff einer „christlichen Gesellschaftsordnung“. Diesem Trend entsprach das II. Vatikanische Konzil. In der Ausgabe der Konzilsdokumente von Rabner-Vorgrimler heißt es in der Einführung über den einschlägigen Artikel 42 der Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“: „Artikel 42 beschränkt den Sendungsbereich der Kirche ausdrücklich auf die ‚religiöse Ordnung‘; eine Sendung der Kirche im politischen, wirtschaftlichen oder sozialen Bereich wird ebenso ausdrücklich verneint“ (a.a.O., 11. Aufl., 1976, S. 432). Fast hat es den Anschein, als ob Pater Kentenich und das Schönstattwerk mit der unverändert durchgehaltenen Zielsetzung einer christlichen Gesellschaftsordnung unter die Kategorie der seltenen Vögel gekommen seien.

Doch jüngst ist Pater Kentenich ein Bundesgenosse zugewachsen. Es handelt sich nicht um einen Fachmann aus dem Bereich der christlichen Gesellschaftslehre, sondern um einen Exegeten: Pater Norbert Lohfink S.J., Professor für alttestamentliche Exegese an der Fakultät von St. Georgen in Frankfurt am Main. Wenn wir ihn einen Bundesgenossen Pater Kentenichs nennen, soll das nicht heißen, daß er förmlich Pater Kentenich an die Seite trete, noch daß zwischen beiden eine vollständige inhaltliche Übereinstimmung bestehe. Was hier hervorgehoben werden soll, ist dies: daß Pater Lohfink namens seines Faches die Feststellung

trifft, daß die Verwirklichung einer neuen Gesellschaftsordnung eine indispensable Forderung der Hl. Schrift an die Kirche ist. Die Kirche habe von der Hl. Schrift her die Verpflichtung, zunächst bei sich selbst und in sich selbst eine neue, von Gott gewollte alternative Gesellschaft darzustellen. Sodann aber soll das Modell der neuen von Gott gewollten Gesellschaft in der Kirche hinüberwirken in die Welt, in die weltliche Gesellschaft, damit auch in dieser so viel wie möglich sich eine gemäß dem göttlichen Willen gestaltete Gesellschaft verwirkliche. Pater Lohfink entwickelt diesen Appell in einem verhältnismäßig schmalen Buche, das dieses Jahr bei Herder erschienen ist. Sein Titel: „Kirchenträume – Reden gegen den Trend“. Warum „Kirchenträume“? Weil er sich darin, wie es in einem der in diesem Buch gesammelten Aufsätze heißt, gewissermaßen Träumen überlassen hat, „wie die Kirche eigentlich sein sollte“.

Pater Lohfink geht von zwei Ansätzen aus. Der eine Ansatz ist die Lage und der Zustand der Kirche von heute – wenigstens in den industrialisierten Ländern des Westens. Mit diesem Zustand und dieser Lage ist Pater Lohfink nicht zufrieden. Die Kirche zeigt sich ihm als vollständig und brav eingefügt in das herrschende Gesellschaftssystem. Sie ist nur mehr „ein wohldefiniertes Subsystem unserer Gesellschaft“ (S. 138), ist „als Teilsystem in das gesellschaftliche Gesamtsystem eingebaut“ (S. 142). Sie hat „dafür zu sorgen, daß am Rande des banalen Alltags auch etwas festlicher Glanz aufleuchtet und die Menschen an den kritischen und gefährlichen Punkten ihres Lebenslaufs gehalten und, wenn nötig, getröstet werden“ (S. 412). Sie ist „Servicekirche“ geworden. Dabei müßte sie eigentlich „Societas perfecta“, „vollausgestattete Gesellschaft“ neben der allgemeinen, ja im Gegensatz zu ihr sein (S. 143).

Aus diesem Grunde nimmt Pater Lohfink einen zweiten Ansatz bei der Hl. Schrift. Er befragt das Alte und das Neue Testament. Und siehe: Aus beiden geht hervor, „daß die Bibel auf eine neue Gesellschaft hinauswill“ (S. 65). Die Geschichte des israelitischen Volkes liefert Modelle, wie diese Gesellschaft beschaffen sein soll. Wichtig ist, daß diese neue Gesellschaft nicht auf Staatwerdung zielt, also keineswegs der Sakralstaat das Ideal der Bibel ist. Der Sakralstaat ist vielmehr in den Augen Pater Lohfinks die immer latente „davidische Versuchung“ der Kirche (S. 91–111), der unter keinen Umständen nachgegeben werden darf.

Auch und gerade Jesus will in seiner Botschaft und seinem Werk die neue Gesellschaft. So entspricht es dem Willen des Vaters, der nicht nur das Heil des einzelnen beabsichtigt, sondern einen umfassenden Plan für die ganze Menschheit hat. Im „Volk Gottes“, im „Leib Christi“ geht es „um eine nicht mit Staat und allgemeiner Gesellschaft identische, eigene, endlich alternative Gesellschaft“ (S. 38). Da dies der Wille und Plan Gottes in Jesus Christus ist, darf man die Verwirklichung dieser neuen Gesellschaft nicht als Utopie und Illusion abtun. Die Verwirklichung ist möglich, wo man den Mut hat, in die Fußstapfen Christi zu treten. Das bedeutet im tiefsten allerdings auch, daß die neue Gesellschaft

nicht vom Menschen gemacht werden kann, sondern immer wieder als Geschenk von Gott empfangen werden muß. Weil das so ist, entsteht die neue Gesellschaft nicht dadurch, daß man sie unmittelbar anzielt, sondern dort, wo man Gott zur Mitte des Lebens macht.

Freilich: Wo lebt heute in der Kirche noch das Bewußtsein, daß die Kirche und jede Gemeinde in ihr die Aufgabe hat, „innerhalb der Gesamtgesellschaft und zugleich deutlich von ihr abgehoben wirklich eine eigene Gesellschaft in allen denkbaren Dimensionen einer solchen zu sein?“ (S. 89) Wenn daher der Kirche heute etwas nottut, dann die Erkenntnis, daß ihr Auftrag nicht bloß darin besteht, „letzte Sinngebung“ zu vermitteln, sondern den Gläubigen „zu einem anderen Leben in allen gesellschaftlichen Dimensionen“ zu verhelfen, um dadurch „Licht der Welt“ und „Stadt auf dem Berge“ zu sein.

Besondere Erwähnung verdienen zwei Beiträge, in denen Pater Lohfink zur Identitätskrise des Priesters heute („Der Priester und die Gerechtigkeit“) und seines eigenen Jesuitenordens („Die Enkel der Wanderapostel“) in gut gewichtender und tieflotender Weise Stellung nimmt. Speziell die Überlegungen über den Standort der Jesuiten in der Kirche gehören zum besten, was man darüber in den letzten Jahren lesen konnte. Die Ausführungen über die Rolle des Priesters machen deutlich, daß es Pater Lohfink in seinem ganzen Buch um alles andere als um eine soziologische Verdeutung von Schrift und Kirche geht.

Peter Dehrt

„Sei gegrüßt, heilige Herrin, hochheilige Königin“

Zur Marienverehrung des hl. Franz von Assisi

Von Engelbert Monnerjahn

Die Kirche begeht gegenwärtig den 800. Jahrestag der Geburt des hl. Franz von Assisi. Auch von Schönstatt her lohnt sich aus diesem Anlaß ein Blick auf den Mann, den man nicht unbegründet den „unvergleichlichen Heiligen“ (Joseph Lortz) genannt hat. Zwei Gesichtspunkte dürften in schönstättischer Sicht an Gestalt und Leben des hl. Franz von besonderem Interesse sein: seine originelle Marienverehrung und seine – in der Sprechweise Schönstatts ausgedrückt – lokale Gebundenheit an das Marienheiligtum von Portiunkula. Unter dem letzten Gesichtspunkt gibt es wohl kaum einen anderen Gründer einer religiösen Bewegung oder Gemeinschaft in der Kirche, der Schönstatt mit seiner lokalen Gebundenheit näher kommt als der hl. Franz. Aber auch seine Marienverehrung weist Züge auf, die eine für manche vielleicht überraschende Verwandtschaft und Übereinstimmung mit wesentlichen Elementen der marianischen Frömmigkeit Schönstatts bekunden.

Wir wollen in unserer Darlegung so vorgehen, daß wir zunächst und in diesem Heft unserer Zeitschrift von der Marienverehrung des hl. Franz sprechen. Im Oktoberheft soll dann die lokale Gebundenheit des Heiligen an das Muttergottesheiligtum von Portiunkula in den Blick genommen werden.

Vorbemerkungen

Für nicht wenige Christen von heute mag es vielleicht erstaunlich sein, daß man beim hl. Franziskus von einer Marienverehrung sprechen kann, die einer eigenen Betrachtung wert ist. War nicht gerade sein Leben und seine Frömmigkeit ganz und gar christozentrisch? Und sah Franziskus seine Sendung nicht darin, eine Gemeinschaft von Brüdern zu gründen, „die Christi Lehren und Fußspuren folgen“? Hat Papst Pius XI. ihn nicht deshalb in der Enzyklika zum 700. Todestag 1926 einen „zweiten Christus“ und Walter Nigg ihn nicht das „Christussymbol im Mittelalter“ genannt?

Wiewohl das alles voll und ganz zutrifft, wie jeder mit Franziskus einigermaßen Vertraute weiß, so stimmt doch auch, was schon sein frühester Biograph im 13. Jahrhundert von ihm schreibt: „Die Mutter Jesu umfing er mit unsagbarer Liebe“ (Thomas von Celano, Zweite Lebensbeschreibung, 198). Daran knüpft ei-

ner der führenden Franziskusforscher unserer Tage, Pater Kajetan Esser, die Feststellung, „daß Franziskus ein glühender Verehrer der Gottesmutter war, und zwar in einem Maße, das über das Gewöhnliche weit hinausging“ (K. Esser, Die Marienfrömmigkeit des hl. Franziskus von Assisi, in: Wissenschaft und Weisheit 17, 1954, S. 176–190; hier S. 176 f.). Für Franz von Assisi klafften eine ganz und gar christozentrische Frömmigkeit und eine „unsagbare Liebe zur Mutter Jesu“ nicht auseinander, im Gegenteil: für ihn gehörten sie zusammen. Weil er Jesus liebte und seinen Spuren nachfolgen wollte, konnte und wollte er Maria nicht übersehen. Da es ihm im Innersten seiner christlichen Existenz um die Neugeburt Christi in seiner Person und in seinem Leben zu tun war, mußte er sich an die wenden und an die halten, „die uns den Herrn voll Majestät zum Bruder gemacht hat“ (2 Celano 198).

Wir werden freilich schon gleich sehen, daß man die Frömmigkeit des hl. Franz mit der Kennzeichnung „christozentrisch“ noch nicht erschöpfend charakterisiert hat. Sie muß ebenso als trinitarisch, als kirchlich und apostolisch bezeichnet werden. Mit anderen Worten: Die Frömmigkeit des hl. Franz läßt sich nicht mit einer partikularistisch-verengten Optik fassen. Der einzige Rahmen, der ihr gerecht wird, ist der des umfassend Katholischen. In diesem Rahmen hat für ihn die Gottesmutter und ihre Verehrung ihren selbstverständlichen und lebendigen Platz, der in den Augen des hl. Franz zugleich ein gegenüber allen anderen Heiligen herausragender Platz war.

Wir gliedern unsere Ausführungen nach drei in Schönstatt sehr geläufigen Begriffen und versuchen in einem ersten Teil das Marienbild des hl. Franz zu zeichnen. In einem zweiten und dritten Teil, die weniger ausführlich ausfallen werden, geht es uns zunächst um die gelebte marianische Haltung und anschließend um die marianische Bindung und Gebundenheit des hl. Franz. Die vornehmsten Quellen, aus denen wir schöpfen, sind selbstverständlich die uns erhaltenen Schriften des hl. Franz (in der Ausgabe von Kajetan Esser und Lothar Hardick in: Franziskanische Quellenschriften, Band 1, 2. Auflage, Werl/Westf. 1956). Außerdem werden herangezogen: 1. der schon erwähnte Artikel von Pater Kajetan Esser, Die Marienfrömmigkeit des hl. Franziskus von Assisi; 2. der Aufsatz von Ekkart Sauser, Große Heilige über Maria: Franz von Assisi (in: Anzeiger für die katholische Geistlichkeit, 86. Jahrgang, 1977, S. 146–148); 3. aus der Dissertation von Pater Leonhard Lehmann, Der universale Grundzug im Beten und Wirken des hl. Franziskus von Assisi, 3 Bände (masch.geschr. Rom 1982) das Kapitel 5: Die Mariengebete (S. 85–111. Diese noch nicht gedruckte Dissertation machte Pater Konradin Roth, Koblenz-Ehrenbreitstein, freundlicherweise zugänglich); 4. Anton Rotzetter, Franz von Assisi: Lebensgeschichte – Lebensprogramm – Grunderfahrung (in: A. Rotzetter, W. C. van Dijk, T. Matura, Franz von Assisi – Ein Anfang und was davon bleibt, Zürich-Einsiedeln-Köln 1981). Darüber hinaus benützen wir Biogra-

phien über den hl. Franz wie die von Johannes Jörgensen, Omer Englebert. Piero Bargellini u. a. m.

Das Marienbild des hl. Franz

Wenn wir vom Marienbild des hl. Franz sprechen, so muß man vorausschicken, daß mit Marienbild nicht so etwas wie ein theologischer Entwurf oder eine mariologische Synthese gemeint ist. Pater Esser macht in seinem Artikel einleitend mit Recht darauf aufmerksam, daß Franziskus kein geschulter Theologe war (a.a.O., S. 176). Man dürfe daher von ihm auch keine im Sinne der Schultheologie klar formulierten Aussagen über Maria erwarten. Was uns von Franz an Texten über die Gottesmutter erhalten ist, hat nicht die Gestalt einer theologischen Abhandlung, sondern die des Gebetes und des geistlichen Liedes. Das ist bezeichnend für den Heiligen. Zugleich werden wir dadurch darauf hingewiesen, seine marianischen Aussagen nicht isoliert für sich, sondern in ihrer Verbindung mit seinem Leben zu sehen. Die Gebete an die Gottesmutter zum Beispiel hat er ja nicht bloß verfaßt oder nur bei einem einzigen Anlaß verrichtet; sie waren vielmehr Bestandteil seines täglichen Gebetes, seiner und seiner Brüder geistlichen Tagesordnung. Scheinen darum die marianischen Texte des Heiligen, die wir besitzen, auf den ersten Blick und verglichen mit dem anderen von ihm auf uns gekommenen Schrifttum an Umfang gering zu sein und nicht sonderlich ins Gewicht zu fallen – es sind allerdings wohl mit Sicherheit nicht alle marianischen Aussagen des hl. Franz erhalten geblieben, berichtet doch Celano, daß die Lieder und Gebete, die er Maria darbrachte, so zahlreich waren, „daß ein Einzelner sie gar nicht rezitieren kann“ (2 Celano 198) – so sieht die Sache erheblich anders aus, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die marianischen Gebete – im Unterschied zu manchen umfangreicheren Dokumenten – zu seinem und seiner Gemeinschaft täglichen Brot gehörten.

Wir gehen, um das Marienbild des hl. Franz in seinen Hauptkonturen zu erkennen, am besten von den zwei Gebeten aus, die zugleich die längsten marianischen Texte in seinen überlieferten Schriften darstellen: von dem „Gruß an die Gottesmutter“ und der marianischen Antiphon im „Stundengebet vom Leiden des Herrn“. Der „Gruß an die Gottesmutter“ lautet:

„Sei begrüßt, heilige Herrin, hochheilige Königin,
Gottesmutter Maria,
Jungfrau zur Kirche gemacht,
erwählt vom heiligsten Vater im Himmel,
die er geweiht hat mit seinem heiligsten, geliebten
Sohn und dem Geiste, dem Tröster,

in der alle Fülle der Gnade und alles Gut war und noch ist.
Sei begrüßt, du sein Palast.
Sei begrüßt, du sein Zelt.
Sei begrüßt, du seine Wohnung.
Sei begrüßt, du sein Gewand.
Sei begrüßt, du seine Magd.
Sei begrüßt, du seine Mutter,
und seid begrüßt, ihr heiligen Tugenden alle,
die ihr durch die Gnade und die Erleuchtung des Heiligen
Geistes den Herzen der Gläubigen eingegossen werdet,
um sie Gott aus Ungläubigen zu Gläubigen zu machen.“

Die genannte Antiphon hat den Wortlaut:

„Heilige Jungfrau Maria,
unter den Frauen in der Welt ist keine dir ähnlich geboren,
Tochter und Magd des höchsten Königs,
des himmlischen Vaters,
Mutter unseres heiligsten Herrn Jesus Christus,
Braut des Heiligen Geistes:
bitte für uns
mit dem hl. Erzengel Michael
und allen Mächten der Himmel
und allen Heiligen
bei deinem heiligsten, geliebten Sohn,
unserem Herrn und Meister.
Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste.
Wie im Anfang ...“

Faßt man diese beiden Gebetstexte näher ins Auge und vergleicht man sie miteinander, so erkennt man eine gewisse Übereinstimmung in ihrer Struktur. Beide beginnen mit der Anrede an Maria, die unter verschiedenen Titeln geschieht. Dann folgt eine Beschreibung ihres Bezugs zum dreipersönlichen Gott. Daran schließt sich das Gebet im engeren Sinne an, das im ersten Falle ein Lob- und Preisgebet, im zweiten Falle ein Bittgebet ist. Übereinstimmung zeigt sich auch darin, daß im letzten Teil jeweils nicht nur die Gottesmutter allein angesprochen wird, sondern im „Gruß“ die „heiligen Tugenden alle“ und in der Antiphon der hl. Michael, alle Mächte der Himmel und alle Heiligen einbezogen werden. Vom Inhalt her enthalten die beiden Gebete alle wesentlichen Elemente und Linien, die dem Marienbild des hl. Franz Substanz und Gepräge geben. Als wesentliche Elemente und Linien treten hervor: 1. der Bezug Marias zum dreifaltigen Gott; 2. ihr Bezug zum Heilswerk; 3. ihr Bezug zur Kirche; 4. ihr Bezug zu

den einzelnen Gläubigen. Von diesen Bezügen hat der erste schon textlich das meiste Gewicht. Die anderen drei Bezüge werden von ihm her bestimmt. Das bedeutet: Franziskus sieht die Gottesmutter von der heiligsten Dreifaltigkeit her. Das ist für ihn die Perspektive, in der man die wahre Gestalt Mariens zu Gesicht bekommt.

1. Maria und der dreifaltige Gott

Wie soeben gesagt, darf es als charakteristisch für den hl. Franz gelten, daß er Maria nicht in irgendeiner partikularistischen Interessenperspektive, sondern zuerst in dem für sie grundlegenden Bezug zur heiligsten Dreifaltigkeit sieht. Wenn er in der Antiphon von Maria sagt: „Unter den Frauen in der Welt ist keine dir ähnlich geboren“, so gründet dieser Rang der Unvergleichlichkeit und Einzigartigkeit in ihrem Verhältnis zum dreifaltigen Gott.

Bezug zum dreifaltigen Gott aber bedeutet für Franz an erster Stelle Bezug zum Vatergott. Dieser Bezug wird darum in den beiden Gebeten zuerst genannt. Im „Gruß“ ist sie „erwählt vom heiligsten Vater im Himmel“; in der Antiphon ist Maria die „Tochter und Magd des höchsten Königs, des himmlischen Vaters“. Beide Aussagen ergänzen einander und wollen daher zusammengesehen werden.

Konstitutiv indes ist für die Gottesmutter die Erwählung durch den „heiligsten Vater im Himmel“. Pater Kentenich wird Jahrhunderte später 1941 in den Exerzitien über den marianischen Priester sagen: „Mit demselben Auserwählungsakt, durch den Gott an den Gottmenschen gedacht hat, hat er auch die Gottesmutter auserwählt.“ Das entspricht ganz der Glaubenssicht des hl. Franz. Weil Maria vom himmlischen Vater in seinen ewigen Plänen für eine einzigartige Weise der Mitwirkung im Heilswerk auserwählt worden ist, darum ist sie in entsprechender Weise des Vaters „Tochter und Magd“. Sie ist also nicht nur Tochter des Vaters wie alle anderen Menschen, die sich aufgrund der Erschaffung durch Gott oder wie die Gläubigen aufgrund der Taufe Söhne und Töchter Gottes nennen dürfen. Sie ist Tochter in einem bei keinem Menschen sonst anzutreffenden Sinne wegen ihrer Erwählung seitens des Vaters im Hinblick auf die Menschwerdung des ewigen Sohnes.

Zugleich ist die „Tochter des Vaters“ seine „Magd“. Franz versteht offenbar die Antwort Marias an den Engel in der Stunde der Verkündigung: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn“ nicht auf den Sohn, sondern auf den Vater hin. Der Vater hat sie von Ewigkeit her als seine Magd, als sein Werkzeug, vorgesehen, und sie wird seine Magd durch die Zustimmung, die sie in entscheidender Stunde zu dem Plane des Vaters gibt.

Der Vater hat aber Maria nicht nur von Ewigkeit her zusammen mit Christus erwählt; er ist es auch, der sie „geweiht hat mit seinem heiligsten, geliebten Sohn und dem Geiste, dem Tröster“. Das heißt mit anderen Worten: für Franz ist die Menschwerdung des Ewigen Wortes im Schoße der Jungfrau Maria und seine Geburt aus ihr das Werk des Vaters. Deshalb heißt es in dem „Schreiben an die Gläubigen“: „Dieses Wort des Vaters, so würdig, so heilig und glorreich, hat der allerhöchste Vater durch seinen heiligen Engel Gabriel vom Himmel in den Schoß der heiligen und glorreichen Jungfrau Maria gesandt“ (Schriften S. 144).

Der Vater wirkt das Wunder der Menschwerdung freilich im Heiligen Geiste und durch den Heiligen Geist – wie überhaupt die Verwirklichung der Pläne und des Willens des himmlischen Vaters in der Sicht des hl. Franz „durch den Sohn mit dem Heiligen Geist“ geschieht. So war es bei der Hervorbringung der geistigen und materiellen Schöpfung: „Allmächtiger, höchster, heiligster und erhabenster Gott, heiliger und gerechter Vater, Herr und König des Himmels und der Erde, wir sagen Dir Dank um Deiner selbst willen, weil Du durch deinen heiligen Willen und durch Deinen eingeborenen Sohn mit dem Heiligen Geist alles Geistige und Körperliche . . . geschaffen hast“ (Nichtbestätigte Regel Nr. 23, Schriften S. 74). So verhält es sich darum auch bei der Neuen Schöpfung in der Menschwerdung des Ewigen Wortes und ebenso bei der Einschaffung des Lebens der Gotteskindschaft in den Seelen. Alle heiligen Tugenden werden „durch die Gnade und Erleuchtung des Heiligen Geistes den Herzen der Gläubigen eingegossen“.

Somit steht Maria auch in einer besonderen Beziehung zum Heiligen Geist. In der Antiphon zum „Stundengebet vom Leiden des Herrn“ faßt der hl. Franz diese Beziehung in die bekannte Formel „Braut des Heiligen Geistes“. Pater W. Lampen hat vor mehr als fünfzig Jahren die Vermutung geäußert, daß Franz unter Umständen der erste war, der für die Beziehung der Gottesmutter zum Heiligen Geist diese zusammenfassende Formulierung verwendete. Jedenfalls hatte Pater Lampen unter den sechshundert Titeln, die der Jesuit Carlo Passaglia in seinem dreibändigen Werk „De Immaculato Deiparae semper Virginis Conceptu“ Mitte des vorigen Jahrhunderts aus den Werken der Theologen des Morgen- und Abendlandes zusammengetragen hatte, diesen nicht vorgefunden (Esser, Marienfrömmigkeit S. 181).

Der Bezug der Gottesmutter zum Sohn wird bei Franziskus wesentlich konstituiert durch ihre Mitwirkung bei seiner Menschwerdung. Er kommt darum unter dem nachfolgenden Gesichtspunkt „Stellung und Aufgabe Mariens im Heilswerk“ zur Sprache.

Vorher aber sind zu dem trinitarischen Bezug im Marienbild des hl. Franz noch zwei kurze, aber nicht unbedeutende Anmerkungen zu machen.

1. Da der Vater Maria „mit seinem heiligsten, geliebten Sohn und dem Geiste, dem Tröster“ geweiht hat, ist sie es, „in der alle Fülle der Gnade und alles Gut war und noch ist“ („Gruß“). Diese Aussage ist wichtig, um die Bindung des hl. Franz an die Gottesmutter, von der noch die Rede sein wird, zu verstehen. Es senkte sich für Franz also „alle Fülle der Gnade und alles Gut“ in die Gottesmutter. Und nicht nur einmal in der Vergangenheit, als sie Gottes Sohn durch die Überschattung des Heiligen Geistes in ihrem Schoße trug, war diese Fülle in ihr. Vielmehr ist sie noch immer in ihr, und zwar, wie es dem Heilswillen des himmlischen Vaters entspricht, für uns Menschen, daß wir uns an Maria wenden können, um aus dieser Fülle zu schöpfen.
2. „Trinitarischer Bezug“ im Marienbild des hl. Franz heißt nicht nur, daß Maria alles, was sie ist, vom dreifaltigen Gott empfangen hat; sie lenkt auch ihr ganzes Tun und Wirken im Heilswerk wie auch alles Lob, das ihr gespendet wird, auf die heiligste Dreifaltigkeit hin. Die Bewegung der beiden Mariengebete, bei denen wir angesetzt haben, ihre innere Linie, bleibt nicht bei Maria stehen, sondern schwingt zu Gott, in den dreifaltigen Gott hinüber. Der „Gruß“ endigt mit der Bitte, daß durch die heiligen Tugenden aus den Ungläubigen für Gott Gläubige gemacht werden. Den Abschluß der Antiphon bildet beim Beten des „Stundengebetes vom Leiden des Herrn“ immer wieder die Doxologie „Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste“.

2. Stellung und Aufgabe Marias im Heilswerk

Vor allem der „Gruß an die Gottesmutter“ bekundet mit seiner wiederholten Lobpreisung „Sei begrüßt“, daß der hl. Franz sich zu immer neuer Verehrung Marias besonders angetrieben fühlte durch die Rolle, die Maria in der Verwirklichung unseres Heils durch Jesus Christus gespielt hat. Mit einem Wort gesagt: Es ist die Gottesmutterchaft, die Franz an Maria am meisten preist.

Er sieht indes die Gottesmutterchaft Marias unter einem ganz bestimmten Gesichtspunkt, den man so beschreiben könnte: Durch die Gottesmutterchaft Mariens ist der erhabene, uns ferne Gott zum nahen, zum menschlichen Gott geworden, zum Gott, der unser Menschenleben und -los nach jeder Richtung hin zu seinem eigenen gemacht hat. Thomas von Celano faßt diesen zentralen Aspekt am Marienbild des hl. Franz in den gefüllten Satz: „Die Mutter Jesu umfing er mit unsagbarer Liebe, *weil sie uns den Herrn voll Majestät zum Bruder gemacht hat*“ (2 Celano 198). Zwei Worte bringen die ganze Spannung zum Ausdruck: „Herr voll Majestät“ und „Bruder“. Vor der Menschwerdung war Jesus im Schoße der heiligsten Dreifaltigkeit der „Herr voll Majestät“. Er teilte

die unendliche göttliche Majestät des Vaters und des Heiligen Geistes. Durch die Menschwerdung und seit der Menschwerdung aber ist Gott in Jesus Christus nicht mehr nur Majestät, sondern Bruder, und sogar in erster Linie unser Bruder, weil er selber es so will. Maria ist das lebendige und freie Werkzeug der Verwandlung der Majestät in den Bruder geworden. Franziskus drückt das in dem „Schreiben an die Gläubigen“ so aus: „Aus ihrem Schoß hat er das wirkliche Fleisch unserer Menschlichkeit und Gebrechlichkeit angenommen.“ Der Wahl der Worte merkt man deutlich an, welchen Nachdruck Franziskus seiner Sicht der Menschwerdung geben möchte: Er spricht von unserer Menschlichkeit und Gebrechlichkeit, in die der Herr voll Majestät sich hineinbegeben hat. Mit dem Johannes-Evangelium verwendet er das Wort „Fleisch“ und bezeichnet es als „wirkliches Fleisch“. Gottes Liebe hat die Distanz zwischen seiner Majestät und unserer Menschlichkeit und Gebrechlichkeit in einer Weise überbrückt, daß er uns schlechthin nicht näher kommen kann.

Und nicht nur Werkzeug, sondern bleibender Garant dieser beseligenden Nähe, des Bruder-Seins Gottes mit uns Menschen ist Maria. Franziskus beschreibt dies im „Gruß an die Gottesmutter“ mit jenen Bildern, die das Wohnen, Zelten Gottes in ihr und durch sie bei uns ausdrücken:

„Sei gegrüßt, du sein Palast.

Sei gegrüßt, du sein Zelt.

Sei gegrüßt, du seine Wohnung.

Sei gegrüßt, du sein Gewand.“

Jedermann weiß, wie tief der hl. Franz vom leidenden Herrn am Kreuz innerlich getroffen und angerührt wurde und wie innig er den Gekreuzigten verehrte. Doch war für ihn das Erlösungswerk nicht auf das Geschehen der Passion eingengt. Für ihn hatte das ganze Menschsein Christi erlösende Wirkung. Deshalb war die Menschwerdung des Ewigen Wortes, die Annahme einer menschlichen Natur aus Maria der Jungfrau bereits ein entscheidendes Moment im Erlösungswerk. Und da der Erlöser die einmal angenommene menschliche Natur nicht mehr ablegt, besteht die erlösende Wirkung dieser Annahme fort. Wenn Maria durch die Menschwerdung „Palast“, „Zelt“, „Wohnung“ und „Gewand“ Gottes geworden ist, so wirkt sich das auf die ganze Welt aus. Seit der Menschwerdung des Wortes aus Maria ist die Welt in ganz anderer Weise „Ort“ Gottes geworden als sie es vorher war und damit zugleich auch ein ganz anderer „Ort“ für den Menschen. Und wenn Franz alle Geschöpfe in dieser Welt als seine „Brüder“ ansieht, so hat das, wie Ekkart Sauser durchaus mit Recht bemerkt (a.a.O. S. 148, 1), wesentlich damit zu tun, daß Maria durch ihren Dienst dazu mitgeholfen hat, daß Christus unser Bruder geworden ist und bleibt.

Christi Bruder-Sein mit uns, sein wahres Mensch-Sein, sein authentisches menschliches Leben hat für Franz noch eine andere Bedeutung, die der Heilige

sehr hoch veranschlagt, ja für unschätzbar hält: Der Mensch Jesus von Nazareth, den Maria geboren hat, lebt seinen Brüdern in echter Menschlichkeit beispielhaft vor, wie sie ihr Leben gottgefällig gestalten können. Als Franziskus in Christus den Gott entdeckt hat, der unser Menschenbruder geworden ist, weiß er, wie sein Lebensprogramm und sein Lebensweg aussehen muß: Es geht ihm um die unverfälschte Nachfolge Christi. Dabei sieht Franz „die Nachfolge Christi nicht so, als sei dies eine Art unter vielen anderen, die der Mensch befolgen könnte. Er hält sich an das Wort des hl. Petrus, daß der Herr ‚uns ein Beispiel hinterließ, damit wir seinen Fußspuren folgten‘ (1 Petr 2, 21)“ (Schriften, Erläuterungen S. 209). Deshalb taucht das Wort von dem Folgen oder Gehen in den Fußspuren des Herrn in verschiedenen seiner Schriften auf, wie z. B. in der nichtbestätigten Regel oder in dem „Schreiben an die Gläubigen“. Franz hat sich entschlossen und bleibt entschlossen, ohne Abstriche und Verdeutungen „ein Christus-Leben zu führen“ (Schriften, a.a.O.).

Nach all dem ist es nicht schwierig zu verstehen, wenn ein heutiger Autor sagt: „Von der Inkarnation her ist das franziskanische Bild Mariens geprägt“ (C. Pohlmann, Franziskus – Ein Weg, Mainz 1980, S. 65). Das heißt jedoch nicht, daß Franz nicht auch die Mutter unter dem Kreuze gesehen hätte. Auf dem Kreuz von San Damiano, von dem herab der Heiland zu Franziskus sprach, ist die Gottesmutter mit Johannes und den anderen frommen Frauen zu beiden Seiten des Herrn dargestellt. Inkarnation und Passion mit dem Opfer am Kreuz gehörten für Franz zusammen. Im Lobpreis der nichtbestätigten Regel von 1221 werden beide Ereignisse gleich hinter einander erwähnt: „Wir sagen Dir Dank, daß Du uns durch Deinen Sohn erschaffen und auch gleicherweise durch die wahre und heilige Liebe, mit der Du ihn geliebt, ihn selbst als wahren Gott und wahren Menschen aus der allzeit glorreichen, allerseligsten heiligen Jungfrau Maria hast geboren werden lassen; und weil Du durch sein Kreuz, sein Blut und seinen Tod uns, die gefangen waren, hast erlösen wollen“ (Schriften S. 74f.). Desgleichen zeigt die marianische Antiphon, die er für das „Stundengebet vom Leiden des Herrn“ verfaßte und vor und nach jedem Psalm beten ließ, wie eng er die Gottesmutter auch mit dem Kreuzesopfer ihres Sohnes verbunden sah. Endlich darf man noch anmerken, daß zum Marienbild des hl. Franz auch die zu ihrem verklärten Sohn erhöhte und von ihm gekrönte Gottesmutter gehört. Darauf weist hin, daß er von den Festen der Gottesmutter vor allem das ihrer Himmelfahrt bevorzugt zu haben scheint. Auf dieses Hochfest pflegte er sich durch eine eigene Fastenzeit von vierzig Tagen vorzubereiten (Esser, Marienfrömmigkeit S. 189). Deshalb zögerte er nicht, sie „Herrin“ und „hochheilige Königin“ zu nennen.

3. Maria und die Kirche

Alle Autoren, die uns bisher als Gewährsleute gedient haben, sind auch der Meinung, daß zum Marienbild des hl. Franz ein ausgeprägter Bezug zur Kirche gehört. Ekkart Sauser (a.a.O. S. 146, 1) beruft sich seinerseits auf den Franziskaner W. Busenbender, der 1952 schrieb, daß Maria zugleich „Gestalt der Kirche“ sei, „die als Mutter immerfort das Leben des Gottmenschen in die Welt hinein schenkt“. Anton Rotzetter bringt seine Auffassung in den kurzen Satz ein: „Was Maria war, ist heute Kirche“ (a.a.O. S. 126). Diese Feststellung muß man wohl durch eine Hinzufügung ergänzen: Die Kirche heute ist nicht nur, *was Maria war*, sondern *was Maria auch heute noch ist*. Die Kirche ist nicht an die Stelle Mariens getreten, sie ersetzt Maria nicht, vielmehr muß man Maria und die Kirche als ein Ineinander und Miteinander sehen. Was Maria einmal tat (daß sie den Herrn voll Majestät zum Bruder gemacht hat), dauert noch an und wird dauern bis in alle Ewigkeit. – Pater Lehmann glaubt sogar, daß Franziskus die Gottesmutter nicht nur in einer Linie mit der Kirche als neues Volk Gottes sah, sondern konkret (wie übrigens auch Pater Rotzetter) in Maria gleichsam die erste, vom dreifaltigen Gott konsekrierte Kirche erblickte (a.a.O. S. 96).

Der Text, in dem Franziskus selber sich über seine Sicht der Beziehung zwischen Maria und der Kirche am deutlichsten äußert, ist jene Stelle im „Gruß an die Gottesmutter“, wo er sie anredet als „Jungfrau zur Kirche gemacht“, im lateinischen Urtext „*Virgo ecclesia facta*“.

Mit dieser Stelle hat es allerdings eine eigene Bewandnis. In früheren Ausgaben der Schriften des hl. Franz – so auch in der hier benutzten Ausgabe von Esser und Hardick – ist sie nicht zu finden. Da heißt es vielmehr: „Sie begrüßt, heilige Herrin, hochheilige Königin, Gottesmutter Maria, die Du in Ewigkeit Jungfrau bist“; im Lateinischen: „*Virgo perpetua*“. Wie ist das zu erklären?

Die neueste Franziskusforschung hat von dem „Gruß an die Gottesmutter“ zwei Überlieferungen in zwei Handschriftengruppen entdeckt. Die eine Handschriftengruppe hat den Text „*Virgo perpetua*“ („die du in Ewigkeit Jungfrau bist“), die andere dagegen die Version „*Virgo ecclesia facta*“ („Jungfrau zur Kirche gemacht“). Die Wissenschaftler, darunter auch Pater Kajetan Esser (in: *Opuscula* des hl. Franz von Assisi, Neue textkritische Edition, Grottaferrata 1976) sprechen sich dafür aus, die Handschriften mit der Wendung „*Virgo ecclesia facta*, Jungfrau zur Kirche gemacht“ als die älteren mit dem ursprünglichen Text anzusehen. Später, als man die Wendung „Jungfrau zu Kirche gemacht“ nicht mehr recht zu verstehen vermochte bzw. sie sogar als gefährlich beargwöhnte, habe man den Text des hl. Franz abgeändert und das „*Virgo ecclesia facta*“ durch „*Virgo perpetua*“ ersetzt (vgl. auch Lehmann, a.a.O. S. 96).

Die ekklesiologische Sicht der Gottesmutter durch den hl. Franz hängt indes nicht an dieser Aussage allein, so schön und bedeutungsvoll sie ohne Zweifel ist. Auch in den Titeln „Palast“, „Zelt“, „Wohnung“ Christi für Maria kommt ihr Bezug zur Kirche zum Ausdruck. Noch mehr aber ist es die Mutterschaft, die Maria und die Kirche miteinander verbinden. Weil Maria die Mutter des menschgewordenen Wortes wurde, darum kann auch die Kirche Mutter sein. Und die Kirche muß Mutter sein entsprechend dem Modell, das sie an Maria hat. Zutiefst ist es so, daß die Kirche nur in und mit Maria Mutter sein kann, wie es umgekehrt gilt, daß Maria ihre Mutterschaft durch die Kirche und in der Kirche verwirklicht.

4. Maria und die Gläubigen

Die Erwählung Marias für ihre Mitwirkung im Heilswerke Christi und diese Mitwirkung selbst, die sich grundlegend in ihrer Mutterschaft vollzieht, bringt sie in der Schau des hl. Franz selbstverständlich in eine besondere, lebendige und umfassende Beziehung zu allen, die durch die Erlösungstat ihres Sohnes zu Gliedern seines Leibes und zu Kindern Gottes geworden sind. Franz verehrt Maria als seine Mutter. Er leitet die Menschen an, sich an Maria zu wenden und ihr ein volles Vertrauen zu schenken. Aus dieser Einstellung heraus bittet er Maria, das Amt und die Aufgabe der Schutzfrau der von ihm gegründeten geistlichen Familie zu übernehmen (vgl. Esser, Marienfrömmigkeit S. 186–188). Sie ist für ihn die „Mediatrix ad Christum“, während Christus der „Mediator ad Patrem“ ist (a.a.O. S. 188).

Das zutiefst Charakteristische an dieser Seite des Marienbildes des hl. Franz ist jedoch, was Pater Lehmann in die Aussage kleidet, daß Maria in ihrem Muttersein das Modell für jeden Christen ist und sein müsse (a.a.O. S. 105). Wenige Seiten später (S. 110) trifft Pater Lehmann die nicht genug zu bedenkende Feststellung: „Er (Franziskus) anerkennt und bewundert in jedem Menschen die Möglichkeit, Maria zu sein: Tochter und Magd des himmlischen Vaters, Mutter des Sohnes und Braut des Heiligen Geistes.“ Pater Rotzetter spricht den gleichen Sachverhalt so aus: „Jede Seele ist die Erwählte Gottes, Braut des Geistes, Mutter des Sohnes. Jeder Mensch muß hören, das Wort empfangen, in sich tragen und schließlich gebären in einem heiligen Wirken.“ Knapper gesagt: „In jedem Christen muß sich ‚mystisch‘ wiederholen, was in Maria ‚historisch‘ zuerst geschehen ist“ (a.a.O. S. 141).

Die klassische Stelle beim hl. Franziskus, die diesen Aspekt belegt, ist das „Schreiben an die Gläubigen“. Im ersten Kapitel des „Schreibens“ spricht Franz von der Geburt des Wortes Gottes aus der allerseligsten Jungfrau. Im

neunten Kapitel zieht er diese Linie weiter. Bezeichnet er im „Gruß an die Gottesmutter“ Maria als „Palast“, „Zelt“ und „Wohnung“ Gottes, so eröffnet sich für ihn die gleiche Möglichkeit, „Wohnstatt und Bleibe“ Gottes zu werden für die, die „nicht nach der Art des Fleisches weise sein“ wollen. Und noch mehr: Nicht bloß „Wohnstatt und Bleibe“ können sie sein, sondern „Brüder und Mütter unseres Herrn Jesus Christus“ werden. „Seine Brüder sind wir, wenn wir den Willen seines Vaters tun, der im Himmel ist (Mt 12, 50). Seine Mütter sind wir, wenn wir ihn durch die Liebe und ein reines und lauterer Gewissen in unserem Herzen und Leibe tragen und ihn gebären durch ein heiliges Wirken, das anderen als Vorbild leuchten soll“ (Schriften S. 149).

Dieses wie Maria Mutter-Christi-Sein erstreckt sich nach zwei Richtungen: auf sich selbst hin und auf den Nächsten. Christus soll im eigenen Herzen geboren und in einem christlichen Leben immer mehr ausgestaltet werden (Esser, Marienfrömmigkeit S. 183). Der Christ soll aber auch Mutterdienste zur Christgeburt in seinem Mitmenschen leisten. In der Verwirklichung dieser beiden Aspekte läßt sich das Ziel franziskanischer Lebensführung zusammenfassen: „Was Franziskus in Maria als Gnadengeschenk Gottes bewundert, damit sieht er sich selbst beschenkt, das weiß er sich und seinen Brüdern als Aufgabe in der Kirche gegeben. Mutter Christi, das ist ihm vor allem und über allen Maria, die er deshalb unsagbar liebt. Mutter Christi, das sind ihm die Gläubigen, die das Wort Gottes hören und es befolgen“ (Lk 8, 21) und so teilhaben an der Aufgabe der Mutter Kirche“ (Esser, a.a.O. S. 184).

Innerhalb der Kirche fällt es in besonderer Weise den Priestern zu, die Mutter-schaft Mariens gleichsam zu vervielfältigen und zu verlängern. Zu dieser Überzeugung kann Franz kommen, weil er zwischen der Geburt des Herrn in Bethlehem und der heiligen Eucharistie einen inneren und engen Zusammenhang sieht. Was sich in der Geburt Jesu aus Maria geschichtlich ereignet hat, geschieht in der Eucharistie mystisch-sakramental. Aus diesem Sachverhalt ergibt sich für ihn weiter: „Was dort der Schoß Marias war, sind hier . . . die Hände des Priesters, die ihn (Christus) empfangen und ihn allein den anderen austeilen.“ Franziskus sieht also die Funktion des Priesters auf der marianischen Linie. Der Priester übernimmt in der sakramental-mystischen Wirklichkeit die historische Aufgabe Marias (Rotzetter S. 153). Der entsprechende Text bei Franziskus findet sich im ersten Kapitel der „Worte heiliger Mahnung an alle Brüder“: „O seht doch, täglich erniedrigt er sich (Phil 2, 8), wie er einstens ‚vom königlichen Thron herab‘ (Weish 18, 15) in den Schoß der Jungfrau stieg, täglich kommt er zu uns und zeigt sich in Demut, täglich steigt er in den Händen des Priesters aus dem Schoße des Vaters herab auf den Altar“ (Schriften S. 120).

Da dies sich so verhält, wird für den Priester in besonderer Weise das lebendige Vorbild der Jungfrau von Nazareth wichtig und verbindlich: „Höret, meine Brüder: Wenn die selige Jungfrau Maria so geehrt wird, wie es ja geziemend ist,

weil sie ihn in ihrem heiligsten Schoß getragen hat . . . , wie heilig, gerecht und würdig muß dann der sein, der den Herrn, der nicht – wie einst – zu sterben kommt, sondern in Ewigkeit leben wird und verherrlicht ist, „den zu schauen die Engel sich sehnen“ (1 Petr 1, 12), mit den Händen berührt, mit dem Herzen und dem Munde empfängt und anderen zum Genuße darreicht“ (Schriften S. 133).

Marianische Haltung

Vor allem das zuletzt über das Verhältnis zwischen Maria und den Gläubigen Gesagte macht deutlich, daß die Gottesmutter für Franz von Assisi wegen ihrer Haltung gegenüber Gott, dem Willen Gottes und dem göttlichen Heilswerk bedeutsam war. Ihre Haltung machte es möglich, daß das Ewige Wort des Vaters zur Erde herniederkam und unser Bruder wurde. Diese Haltung hat immer entscheidende Bedeutung, wenn sich Begegnung zwischen Gott und Mensch ereignen, wenn sich im Menschen gnadenhaft Christusgeburt vollziehen soll. Die Haltung Mariens allein macht vom Menschen her das Heilswerk Gottes möglich. Sie muß darum die Grundhaltung der Kirche und eines jeden Christen sein. Weil diese Wahrheit ihn bis in die Wurzelgründe seiner Existenz durchdrungen hatte, konnte Franz selber gar nicht anders: Maria mit ihrer Haltung mußte zum selbstverständlichen und alles bestimmenden Modell seines Lebens werden. Pater Esser zeigt die Grundlinie dieser marianischen Haltung des Heiligen sehr treffend auf, wenn er sagt, „daß sich Franziskus in kindlicher Einfalt darum bemühte, all das zu lieben, von dem er wußte, daß Maria es liebte“ (a.a.O. S. 189). Nicht weniger grundlegend für die marianische Haltung des Heiligen ist, daß Franziskus sich nach dem gleichen Autor „die Haltung Mariens dem Worte Gottes gegenüber in allem zu eigen zu machen suchte“ (a.a.O. S. 182). Franz hatte offenbar erkannt, daß die Orientierung an Maria, die Übernahme der inneren Lebensform Mariens ihn am besten befähigte, Wort und Leben Christi zu erfassen (vgl. Pohlmann a.a.O.).

Will man diese Haltung näher charakterisieren, so muß man wohl zwei Einstellungen hervorheben, die gleichsam die Eckpfeiler darstellen: die magdliche Hellhörigkeit der Gottesmutter und ihre magdliche Willigkeit. Beide prägen auch den hl. Franz in eminenten Weise. Hätte er sie nicht besessen, er wäre nie der geworden, als den ihn die Menschen seit Jahrhunderten verehren. Bei Franziskus, dem Heiligen, fängt alles Entscheidende damit an, daß Gott zu ihm spricht und daß er hört, und zwar so, daß er das Wort Gottes annimmt und sich ihm unterwirft. Dann aber geht das Hören in das Tun über. Das vernommene Wort Gottes setzt seinen Willen in Bewegung. Aus der Hörbereitschaft und dem Hören geht eine Willigkeit hervor, die auch nicht davor zurückschreckt, Dinge

zu tun, die buchstäblich ins Fleisch schneiden und anderen Menschen Schauder über den Rücken jagen.

Im einzelnen hat von der Haltung Marias ihre Armut einen besonderen Rang für Franz. Die Nachfolge des armen Herrn ist zugleich Nachfolge seiner armen Mutter. Er stellt darum auch beide zusammen als Modell der Armut hin. So heißt es in der nichtbestätigten Regel im Kapitel „Vom Almosenbitten“: „Und sie (die Brüder) dürfen sich nicht schämen, sondern sollen vielmehr daran denken, daß unser Herr Jesus Christus, der Sohn des lebendigen, allmächtigen Gottes, ... sich nicht geschämt hat, für uns arm und unstet zu werden; und von Almosen hat er gelebt, er und die selige Jungfrau und seine Jünger“ (Schriften S. 60f.). Im „Schreiben an die Gläubigen“ gibt er den Hinweis: „Er wollte, obwohl er reich war (2 Kor 8, 9) über alle Maßen, dennoch selbst mit der seligsten Jungfrau, seiner Mutter, die Armut erwählen“ (Schriften S. 144f.). Schließlich bekennt er im „Vermächtnis für die Schwestern der hl. Klara“, das aus seinen letzten Lebenstagen stammt: „Ich, der ganz geringe Bruder Franziskus, will dem Leben und der Armut unseres höchsten Herrn Jesus Christus und seiner heiligsten Mutter nachfolgen und in ihr bis zum Ende verharren.“ Und er bittet die Schwestern, auch sie möchten „doch allzeit in diesem heiligsten Leben und in der Armut leben“ (Schriften S. 93).

Nach dem Zeugnis des Thomas von Celano hat Franz Maria die „Domina pauper“, die „arme Herrin“ genannt. Sie ist seine Herrin gerade weil sie arm, zusammen mit Christus in modellhafter Weise arm war. Aus diesem Grunde war sie für ihn auch die rechte und geeignete „Advocata“, die Schutzfrau seiner Gemeinschaft. Wenn Celano schreibt: Er „vertraute ihrem Schutzmantel seine Söhne an, die er verlassen mußte, damit sie dieselben betreue und beschütze bis ans Ende“ (2 Celano 198), dann dürfen wir sicher sein, daß er sich von Maria vor allem erhoffte, sie werde seine Jünger an erster Stelle in der Treue zum Ideal und zum Weg der Armut erhalten.

In der marianischen Haltung des hl. Franz darf man schließlich nicht die Dankbarkeit übersehen. Franziskus ist ein mit Freude dankbarer Mensch. Dankbaren Herzens lobte und pries er Gott für alles, was er von ihm empfangen hatte. Sein Leben war in seiner Überzeugung eine ununterbrochene Kette von göttlichen Gaben, und also hörte Franz mit der Danksagung niemals auf. Ein besonders sprechendes Zeugnis seiner Dankbarkeit haben wir in seinem Testament. Es beginnt mit den Worten „Dominus dedit mihi = Der Herr hat es mir gegeben“. Er führt den Anfang seines neuen bekehrten Lebens auf einen Eingriff Gottes zurück, und bei dieser Einstellung bleibt er in den folgenden Abschnitten, die er gleichfalls mit Wendungen einleitet wie: „Der Herr verlieh mir ...“, „Weiter gab und gibt mir der Herr ...“ oder „Und nachdem der Herr mir Brüder gegeben hatte ...“ Da er weiß, wie vollkommen Maria in der Haltung des Dankes

Gott gegenüber ist, bittet er im letzten Kapitel der nichtbestätigten Regel „die glorreiche, seligste, allzeit jungfräuliche Mutter Maria“ an der Spitze aller Engel und Heiligen „dem höchsten und wahren Gott, dem Ewigen und Lebendigen, mit deinem vielgeliebten Sohne, unserm Herrn Jesus Christus und dem Heiligen Geiste, dem Tröster, von Ewigkeit zu Ewigkeit“ für die Gnaden und Großtaten des Erlösungswerkes Dank zu sagen (Schriften S. 75).

Marianische Bindung und Gebundenheit

Mit der marianischen Haltung geht in Leben und Person des hl. Franz eine unübersehbare marianische Bindung einher. Das hätte nicht unbedingt so sein müssen. Es kann – wenigstens abstrakt gesprochen – ein Heiliger in marianischer Haltung leben, ohne daß er um eine ausdrückliche marianische Bindung bemüht ist. Bei Franz aber war es nicht so. Celano hat es uns bereits gesagt: Der Poverello war von einer unsagbaren Liebe zur Gottesmutter erfüllt. Diese Liebe führte ihn dazu, sich an Maria zu binden, und so ist die Frömmigkeit des hl. Franziskus auch durch eine lebenslange Gebundenheit an Maria gekennzeichnet.

Die Bindung an Maria wird schon gleich nach dem Beginn seines neuen Lebens sichtbar. Unter den drei Kirchen, die Franz auf die Einladung des Heilands: „Franz, mache dich daran, mein Haus wieder herzustellen, das in Trümmer fällt“ zu reparieren unternimmt, ist auch eine Marienkirche – eben die, die später im Zentrum seiner Gründung stehen wird, die Kapelle der „Gottesmutter von den Engeln“ in Portiunkula. Einige Jahre später, 1213, trieb die Liebe zur Gottesmutter ihn an, zwischen San Gemini und Portaria im südlichen Umbrien eine Kirche zu Ehren der allerseligsten Jungfrau zu erbauen. An der Ausbesserung von Santa Maria del Vescovado in Assisi, der früheren Kathedrale der Stadt, auf deren Vorplatz er sich von seinem Vater Pietro Bernadone losgesagt hatte, im Jahre 1216, hatte er nicht geringen Anteil (J. Jörgensen, *Der hl. Franz von Assisi*, München 1952, S. 66). Die Lebensbeschreiber attestieren dem hl. Franz überhaupt eine besondere Vorliebe für die Heiligtümer der Gottesmutter (Esser, a.a.O. S. 188). Darin bekundet sich die Überzeugung des Heiligen, daß mütterliche Liebe Maria nicht bloß drängt, vom Himmel her für die Menschen zu sorgen, sondern mit ihrer Liebe gleichsam mitten unter den geplagten Menschen auf Erden anwesend zu sein.

Man kann und muß sagen, daß Franz jede Gelegenheit, die sich dazu bot, benützte, um seine Bindung an die Gottesmutter zu verstärken. Das geschah nicht zum wenigsten durch das beständig und täglich gepflegte Gebet zur Gottesmutter. Nach Celano konnte er die ganze Nacht im Gebete verbringen, „um Gott zu loben und die glorreiche Jungfrau, seine Mutter“ (1 Celano 24). Bernhard

von Quintavalle, sein erster namentlich bekannter Gefährte, konnte, als er noch vor seiner Bekehrung einmal die Schlafkammer mit Franz teilte, beobachten, wie dieser die Nacht „betend, wenig schlafend, Gott und seine Mutter, die heilige Jungfrau preisend“ zubrachte (1 Celano 10).

Jeden Tag verrichtete Franz besondere Psalmen zur Gottesmutter, worunter sehr wahrscheinlich das „Kleine Offizium der allerseligsten Jungfrau“ zu verstehen ist (Esser, a.a.O. S. 189). Auch die schöne marianische Antiphon zum „Stundengebet vom Leiden des Herrn“ gehörte zu seinem täglichen Gebetspensum. Dieses „Stundengebet“, das Franz aus Psalmstellen und anderen Texten der Heiligen Schrift in freier, von seiner tiefen religiösen Erfahrung inspirierten Komposition verfaßt hatte, fand Jahrhunderte später in dem „Schönstatt-Offizium“, das Pater Kentenich in Dachau diktierte, einen Nachfolger. Es sollte, wie auch Pater Kentenich es mit seinem „Offizium“ beabsichtigte, mit den kanonischen Tageszeiten verbunden werden, um deren Rezitation zu bereichern und zu vertiefen.

Die lebendige Verbindung mit der Gottesmutter im Gebet war so eng, daß Pater Rotzetter Maria einen der „Orte“ nennt, die Franziskus zum Gebet aufsuchte (a.a.O. S. 69). Sein Beten sollte mit und in Maria geschehen, um dadurch eher Begegnung mit Gott werden zu können.

Selbstverständlich gebrauchte der Heilige bei seinem Beten zur Gottesmutter die Form der Bitte. Dafür war er sich der eigenen Unzulänglichkeit viel zu tief bewußt. Aus diesem Grunde hatte er auch Maria zur „Advocata“, zur Schutzherren seiner Gründung bestellt. Nicht weniger jedoch war Maria für ihn, wie wir gehört haben und wie vor allem der „Gruß an die Gottesmutter“ bezeugt, Gegenstand freudig gespendeten Lobes. Dabei kamen ihm vor allem die Großtaten Gottes an Maria und ihre Tugenden vor das innere Auge. An ihnen konnte er sich begeistern, weil sie ihm zeigten, was Gott in seiner Liebe für den Menschen zu tun bereit war.

Franziskus vergaß auch nicht, die Brüder, die der Herr ihm zugeführt hatte, ebenfalls auf den Weg der marianischen Haltung und Bindung zu bringen. Man spürt geradezu dieses sein Bemühen für die Brüder, wenn uns gesagt wird, daß er selbst die Brüder das Vaterunser, aber nicht nur dieses, sondern auch das Ave Maria beten lehrte. Hierbei ist wohl besonders an jene Brüder zu denken, die keine Kleriker waren und keinerlei Schulbildung genossen hatten.

Am konzentriertesten und originellsten kommt indes die marianische Bindung und Gebundenheit des hl. Franz in seiner Beziehung zum Marienheiligum von Portiunkula zum Vorschein, in der Bindung also nicht nur an die Person der Gottesmutter, sondern auch an den Ort ihres Heiligtums. Davon soll in einem weiteren Beitrag im Oktoberheft gesprochen werden.

Veranschaulichungen zum Gesetz der Harmonie von Natur und Gnade

Von Benito Schneider

Jedem Theologen ist das Prinzip der Harmonie von Natur und Gnade bekannt. Darüber ist schon viel spekuliert worden. Wie es sich im Leben konkreter Menschen darbietet und ausgewirkt hat, ist immer wieder lehrreich zu beobachten. Auch die Einsicht in das formulierte Gesetz kann bereichert werden, wenn man es auch am Leben abliest. Darüber sollen einige Gedanken folgen.

I

Wer die Geschichte der Bekehrung des hl. Ignatius von Loyola an seinem Geiste vorüberziehen läßt, wird bald merken, wie Ignatius nach seiner Bekehrung im Grunde der gleiche Typ geblieben ist, der er schon vorher war. Er war ehrgeiziger Offizier im Heere Kaiser Karls V., als er bei der Belagerung von Pamplona an einem Bein schwer verletzt wurde. Wie alle adeligen Ritter seiner Zeit träumte er von Heldentaten, Liebesgeschichten und der Mehrung von Ehre und Macht seines Königs, in dessen Dienst er stand. Als er sich im Hospital langweilte, gab man ihm Lesestoff. Aber außer frommen und religiösen Büchern gab es im Krankenhaus nichts zum Lesen. Hier nun sah Ignatius, wie vor ihm andere Menschen, zum Teil auch aus Adelskreisen, sich ganz in den Dienst Gottes und Christi gestellt und alle irdischen Güter verlassen hatten, um nur noch der „größeren Ehre Gottes“ zu leben. Ignatius fand in den Heiligen den „Ehrgeiz“ auf höherer Ebene. Sein eigenes dynamisch-feuriges Wesen fand damit einen neuen Gegenstand der Bewunderung, der Verehrung und der Nachahmung. Es bohrte sich immer tiefer in seine Seele der Gedanke, daß sein bisheriges Leben im Vergleich zu den Heiligen ein hohles und leeres Dasein gewesen war. Die Längeweile im Krankenhaus verwandelte sich in eine Zeit innerseelischer Veränderungen, aus denen der spätere Heilige hervorgegangen ist. Ignatius blieb aber im Grunde der gleiche dynamische und soldatische Mann, nur die Ziele änderten sich, die Inhalte hatten sich gewandelt. Hatte er früher „zur größeren Ehre“ seines Königs gekämpft, so wollte er jetzt zur „größeren Ehre Gottes“ arbeiten. Hatte er früher im Heerbann Kaiser Karls V. „Seiner Majestät“ gedient, so wollte er von nun an in seinem Orden „Seiner göttlichen Majestät“ eine Kompanie, ein Fähnlein, zur Verfügung stellen, das mit äußerster Disziplin die Schlachten Gottes schlagen solle. Das Exerzitienbüchlein des hl. Ignatius atmet überall den Strategen des geistlichen Lebens und Strebens. So ist die Gesellschaft

Jesu in ihrem Wesen eine Hilfstruppe für den Statthalter Christi auf Erden geworden. Das ist der Sinn des sogenannten vierten Gelübdes der Jesuiten: der besonderen Treue zum Papst.

Was in der Natur des Soldaten und Offiziers Iñigo de Loyola angelegt war, aber vor seiner Bekehrung ganz auf der natürlichen Ebene sich erschöpfte, das erscheint nachträglich ungebrochen wieder, nur jetzt hineingenommen in höhere Ziele und Wertordnungen. Die Natur ist geblieben, aber die Gnade hat sie überhöht, verklärt und in einem größeren Zusammenhang zur Vollendung geführt. Auch als Heiliger hat Ignatius noch etwas von einem Soldaten, einem Offizier und einem Strategen an sich. Das ist der Sinn seines Wahlspruchs „Alles zur größeren Ehre Gottes“.

2

Im Leben des hl. Franz von Assisi können wir ebenfalls die Beobachtung machen, wie natürliche Anlagen und übernatürliche Begeisterungsfähigkeit eine Einheit eingegangen sind, die diesen unvergleichlichen Heiligen hervorgebracht haben. Franziskus lebte im 13. Jahrhundert, in einer Zeit, da das reiche Bürgertum gegenüber dem Adel zu mehr Einfluß strebte. Der Vater war wohlhabender Textilkaufmann, also kein Adelige, seine Mutter Pica Französin. Obwohl er in der Taufe den Namen Johannes erhielt, nannte man ihn „Französch“, also Francesco. Franziskus ist halb Italiener, halb Franzose. Etwas träumerisch veranlagt, ist Franziskus zunächst ein lebensfreudiger Genießer seiner Jugend. In allen Gesellschaften steht er im Mittelpunkt und läßt sich feiern, wobei er selber aber auch gerne mitfeiert. Die Adeligen schätzen ihn zwar, aber sie lieben ihn nicht als einen der Ihrigen. Franziskus hat Blick für die Scharen der Armen und Bettler auf den Straßen. Die Spannungen der Zeitprobleme berühren ihn. Aber der Italiener in ihm läßt ihn leben und genießen, während der Franzose ihn zu leidenschaftlicher Hingabe drängt. Hier setzt sich nun langsam eine vollere Liebe durch, die ihn brechen läßt mit seinen Freunden, die ihn auf vielen Festen so sehr bewundert und verehrt hatten. Und so wie Franziskus viele Jahre im Mittelpunkt großer gesellschaftlicher Veranstaltungen stand, so zeichnete sich bald die Lage ab, in der er in den Mittelpunkt des Hasses, der Anfeindung und Verfolgung gerät. Er bricht mit dem eigenen Vater, den nur seine Geschäfte interessieren. Franziskus ist bedrückt über das Heer der Enterbten und Bettler in den Straßen von Assisi, er ist bedrückt darüber, wie die Kirchen zerfallen, es schmerzt ihn, daß die Sekten viele Menschen in ihren Bann ziehen und der Kirche den Rücken kehren. Für ihn wird nun die absolute Armut seine Braut, die er unsagbar liebt, während er sie früher unsagbar geschmäht hatte. Es entbrennt eine ungeahnte Glut in seinem Herzen zu dem verachteten, gedemütigten und armen Christus. Weil Franziskus die Unruhe vieler Zeitgenossen in sich verkörperte, schlossen sich ihm bald ähnlich empfindende Freunde an. Barfuß, ohne

Geld, mit einer armen Kutte bekleidet, ziehen diese Männer von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt und säubern mit einfachem Besen die verwehrten Kirchen. Sie singen und jubeln dem Herrn und lassen sich oft von den Massen als Narren verlachen.

In Frankreich sind die Waldenser, die Katharer, die Albigenser die „Aussteiger“ aus der reichen Kirche. Ganze Dörfer, halbe Städte, ja Klöster sind den häretischen Richtungen verfallen. Franz sucht dagegen den Kontakt zur Kirche, bemüht sich um die Anerkennung seiner Bewegung durch den Papst, die er auch erreicht mit Hilfe von Kardinal Hugolin von Ostia. Franziskus ist ganz Kind seines Milieus, aber er ist es jetzt als radikaler Gegenspieler zu dessen Verirrungen. Das hat ihn groß gemacht. Er stieg nicht aus der Kirche aus, sondern nur aus ihren Verstrickungen in rein zeitliche Belange.

Franziskus ist auch als Ordensgründer wieder Mittelpunkt seiner Freunde, nämlich der Minderbrüder. Aber wie ganz anders ist jetzt seine Rolle als lebendiges Bild Christi für die Seinen! Er liebt sie, er verehrt ihren Eifer, sie verehren ihn, aber er treibt sie auch an zu letztem Heroismus in der Nachfolge des armen Christus, den er selbst ohne Abstriche vorlebt. Nur diese Liebe hat noch Platz in seinem Herzen. Kardinal Hugolin war der Meinung, daß Franziskus sich um verbrieftete Empfehlungen des Hl. Stuhles für seine Gründung bemühen sollte. Franziskus lehnte das strikt ab. Er litt auch darunter, daß der Kardinal ihn drängte, Häuser einzurichten für die stets steigende Zahl seiner Anhänger. Das aber trieb den Heiligen nur noch mehr zu größerer Entäußerung in der Liebe zum armen Jesus, bis er schließlich nach einer durchwachten Nacht im Morgenrauen auf dem Berge Alverno die Wundmale Christi empfing.

Was schon in der Jugendzeit auf natürlicher Ebene in Franziskus zum Durchbruch gekommen war, nämlich eine unersättliche Fähigkeit zur Freude und Liebe, hat sich später immer stärker als seraphische Liebe durchgesetzt. Es war Liebe zum gekreuzigten, gedemütigten und armen Jesus, aber auch Liebe zu den Minderbrüdern seiner Gemeinschaft. Die Liebe wurde zur Freude und die Freude mehrte wieder die Liebe, die schließlich im „Sonnengesang“ des Heiligen den ganzen Kosmos umschloß. Franziskus war die radikale Antwort auf eine extrem verweltlichte Kirche seiner Zeit. Er war aber auch in dieser extremen Art eine Harmonie von Natur und Gnade, die ihm bis auf den heutigen Tag die Bewunderung und Verehrung vieler Menschen gesichert hat, auch solcher, die keine gläubigen Christen sind.

3

Mit einem dritten Beispiel soll das Gesetz der Harmonie von Natur und Gnade aus unserer Zeit verdeutlicht werden. In aller Welt spricht man heute von Mutter Theresa aus Kalkutta. Diese Frau ist auch einmal „ausgestiegen“. Mit Erlaubnis

der kirchlichen Autorität hat sie ihren ursprünglichen Orden verlassen, um sich ganz den verlassenen und armen Menschen in Indien zu widmen, vor allem den Kindern. Diese Ordensfrau aus Albanien stammt aus dörflich-ländlichem Milieu. Von dorthier mag sie auch ihre urwüchsige gesunde Instinktsicherheit haben, die ihrem gesamten religiösen Denken den Stempel aufdrückt. Diese Frau wird von allen Zeitgenossen mit besonderem Akzent „Mutter“ genannt, weil sie überall zupackt, wo Not am Manne ist. Dabei strahlt sie immer ganz natürliche Freude aus, hat Sinn für Humor, verteidigt aber auch mit absoluter Überzeugungskraft die Unantastbarkeit des menschlichen Lebens. Ihre ganz selbstverständliche Gläubigkeit und Frömmigkeit läßt sie auch vor Ungläubigen von Gott, von Gottvertrauen und von Gebet sprechen. Alle ehren sie, auch die indische Regierungschefin Indira Ghandi. Weihbischof Julius Angerhausen schrieb 1980 einen längeren Beitrag über Mutter Theresa im deutschsprachigen „L'Observatore Romano“ (7. März). Darin erzählt er auch folgendes: „Als Mutter Theresa auf der Asiatischen Bischofskonferenz in Kalkutta 1978 über das Gebet sprach, hat sich mir eins ihrer Worte besonders eingeprägt: ‚Macht das Einfache nicht kompliziert!‘ Ist es nicht etwas Einfaches zu beten? Ist es nicht etwas Einfaches zu lieben? Aber es gehört Mut dazu, so einfach zu handeln, weil das Einfache nicht sehr leicht ist und nur dem gelingt, der von sich selbst absehen kann.“ Der viel gereiste, welterfahrene und universell gebildete Engländer Malcolm Muggeridge (er hat an die 20 Bücher geschrieben) ist durch den Glauben von Mutter Theresa so angeregt worden, daß er sie immer wieder erwähnt. So auch in seinem Jesusbuch: „Jesus, der Mann, der lebt“ (Einsiedeln 1980). Im deutschen Sprachraum wurde Muggeridge zuerst bekannt durch sein Buch „Mutter Theresa von Kalkutta“. Nach Urs von Balthasar ist für Muggeridge Mutter Theresa „zum Vorbild eines wahren Christenmenschen und wohl auch zur wirksamen Vermittlerin in seiner Rückführung zu Jesus Christus geworden“ (Vorwort zu „Jesus, der Mann, der lebt“).

Was die moderne Menschheit unbewußt ersehnt, das verehrt sie oft in Mutter Theresa von Kalkutta: Uneingeschränkte Selbstlosigkeit, religiöse Gläubigkeit und ganz natürlich wirkende Lebensfreude und -bejahung. Man muß bedenken, daß Muggeridge nur freier Christ ist und sich zu keinem christlichen Bekenntnis entschließen kann. Trotzdem glaubt er an die Gottheit Jesu, glaubt an seine biblische Botschaft und weiß sie glänzend darzubieten (wenn auch mit einigen Verzeichnungen), er glaubt an die Auferstehung Christi. Aber er glaubt auch an die Verkörperung des Göttlichen und Übernatürlichen in der Person von Mutter Theresa. Der internationale Journalist bekennt sich zum Glauben von Mutter Theresa, weil hier Natur und Gnade eine Einheit geworden sind, die ihn überzeugt hat.

Wenden wir uns einem vierten Beispiel zu, nämlich der Person des jetzigen Papstes Johannes Paul II. Auch er stellt eine ausgeprägte Harmonie von Natur und Gnade dar. Er ist ganz sicher ein hochintelligenter Typ mit künstlerischen Gaben. Zugleich ist er eine sehr menschliche und menschnahe Gestalt. Das „Bad in der Menge“ ist ihm ganz natürlich. Er hat Sinn für alle natürlichen und menschlichen Werte, interessiert sich lebhaft für die konkreten Menschen, die er am liebsten alle einmal bei seinem Frühstückstisch bedienen würde, um dabei mit ihnen zu plaudern und sie anzuhören. Die menschlich-natürlichen Gaben sind in ihm selten reich gestreut. Mit der Jugend würde er noch als Papst gerne auf Zeltlager gehen und ihr Vater, Freund und Berater sein. Ein sehr universeller Humanismus ist diesem Papste eigen.

Und doch weiß jedermann, daß Johannes Paul II. ein Mann des Gebetes ist, großer Innerlichkeit, tiefster Frömmigkeit, die seine vielen Reden, Ansprachen und Vorträge kennzeichnen. Überall bricht auch etwas durch von seiner ganz persönlichen Kindlichkeit, mit der er Maria verehrt, auf sie vertraut und ihr ergeben ist. Das „Totus tuus“ (ganz Dein) ist wie das Resümee seiner Frömmigkeit, in der sich natürliche und übernatürliche Liebe zu einer einzigen Kraft verschmolzen haben. Er hat auch heute noch Sinn für Sport, möchte gerne selber noch Sport treiben, wenn er es nur könnte und Zeit dazu hätte. Er ist sowohl ein Mann des einfachen Volkes wie der Gebildeten und Wissenschaftler. Ideen und Leben sind bei ihm eine Ganzheit geworden, ebenso Frömmigkeit und alltäglicher Lebenskampf. Er ist ein Mann, in dem die Liebe ganzheitlich zur zentralen Kraft geworden ist. Und diese wird innerseelisch genährt von seinem persönlichen Ideal, ganz Kind Mariens zu sein: „Ganz Dein“. Die eigentümliche Dynamik und Vitalität, die ihn kennzeichnet, mag auch auf seine slawische Art und Natur zurückgehen. Dann aber ist diese Art seiner Natur auch eine großartige Harmonie mit der Gnade eingegangen.

Dieser Papst hat auch die Hand am Puls der Zeit, und hier erscheint ein neuer Aspekt in der gelebten Harmonie von Natur und Gnade. Alle Fragen um den Menschen, um seinen einzigartigen Wert, um seine Person, um seine Würde als Mensch, um seine allseitige Entfaltung rufen lebhaftes Echo in ihm hervor. Er hat begriffen, daß wir in einer Epoche leben, die durch anthropologische Fragen, Probleme und Häresien charakterisiert ist. Und ähnlich wie P. J. Kantenich hat er es darauf angelegt, die vieldifferenzierte Problematik um den Menschen von ihrer Wurzel her anzugehen, nämlich von der Idee her, daß der Mensch Abbild und Gleichnis Gottes ist. In allen seinen Verlautbarungen zu Fragen um den Menschen zielt er auf Lösungen hin, die einer letzten Begründung entstammen. P. Adolf Hoffmann aus dem Dominikanerorden hat darauf hingewiesen, daß es sich hier um eine Grundlehre des Papstes handelt (siehe „Anzeiger für die Seel-

sorge“ Nr. 3, 1982). Hoffmann überschreibt seinen Beitrag: „Die Lehre von der Gottebenbildlichkeit des Menschen in der neueren lehramtlichen Verkündigung“.

Mit seiner theologisch begründeten Anthropologie zielt Johannes Paul II. ins Zentrum alleraktuellster Menschheitsfragen am Ende des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Hier werden die Entscheidungsschlachten geschlagen, die der Kirche eine Chance bieten, für die kommenden Jahrhunderte führend zu bleiben. Und weil dieser Papst nicht nur als Ideologe auftritt, sondern ebenso als religiöser Volksführer, als Bekenner und praktisch wirkender Seelsorger, strahlt auch von hierher eine großangelegte Synthese auf zwischen Natur und Gnade, zwischen Weltgestaltung und Gottesverehrung. Sie erklärt auf weitesten Strecken, warum er auf die Massen einen so großen Einfluß ausübt. Ist es seine reiche natürliche und menschliche Begabung, die ihm die Verehrung und Begeisterung der Menschen sichert, oder ist es die Tatsache, daß das Göttliche und Übernatürliche an ihm eine so dichte Erscheinungsweise angenommen hat, die alle Gutgesinnten mit Freude und Dankbarkeit erfüllt? Jedenfalls spüren die Menschen, daß in diesem Papst Göttliches und Menschliches, Himmlisches und Irdisches auch dem Leben nach Harmonie geworden sind. Darum schenken sie ihm ihr Vertrauen, darum verehren sie ihn mit oft überschwenglicher Begeisterung, darum erleben sie das Religiöse wieder als eine Realität.

Es ist selbstverständlich, daß diese Begeisterung für ihn auch die Gegenseite wachruft. Das Wesen des Christentums war schon immer, „Zeichen des Widerspruchs“ zu sein. Diesem Wort gibt unser Papst seine ursprüngliche Bedeutung zurück. Darum ist er auch eine Person gewordene Verkörperung der Zurückweisung der Lehre der Theoretiker des Marxismus-Leninismus, wonach die jeweilige Ideologie einer Epoche weiter nichts ist als die Spiegelung ihrer materiellen Zustände und Verhältnisse. Alle Heiligen und heiligmäßigen Gläubigen haben immer im Gegensatz zu vielen Äußerungen der jeweiligen Gesellschaft gestanden und waren darum gerade so apostolisch fruchtbar und haben Geschichte gestaltet. Überall wo die Natur und die Innerweltlichkeit übersteigert wird, wird echtes Christentum gegen diesen falschen Geist zu Felde ziehen und somit „Zeichen des Widerspruchs“ sein. Das kommt gerade im Leben von Papst Johannes Paul II. deshalb so deutlich ans Licht, weil er an sich einem vielseitigen Humanismus huldigt, der aber nicht für sich allein und isoliert dasteht. Dieser Papst zeigt Linie und hält Linie ein im Kampf mit den Mächten der Finsternis. Auch nach dem Attentat vom 13. Mai 1981 bleibt er seiner Sendung treu. Diese ist in ihrer Substanz ebenso unverändert wie der christliche Glaube selbst, aber in ihrer Modalität ist seine Sendung modernen Zeitverhältnissen angepaßt. Dies aber paßt den Gegnern des Christentums nicht, weil es ihre falschen Theorien entlarvt.

Wir kommen zu einer kurzen Abschlußüberlegung. Man könnte noch viele Beispiele ähnlich gelebter Verwirklichungen der Harmonie von Natur und Gnade anführen, etwa in der Persönlichkeit des hl. Augustinus, des hl. Benedikt von Nursia, der hl. Theresa von Avila oder auch P. J. Kentenichs. In jedem Falle würden wir eine sehr originelle Natur vorfinden, in die die Gnade so hineingewirkt hat, daß diese besondere Eigenart zum Transparent der übernatürlichen Lebenskräfte werden konnte. Man lese in diesem Zusammenhang das Büchlein von Peter Locher: „Mit Herz und Humor“ (Patris Verlag, Vallendar, 1981). Hier wird eine Gestalt gezeigt – es handelt sich um P. J. Kentenich –, die ihre volle natürliche Originalität eingebracht hat und in „allem den bruchlosen Übergang von Natürlichkeit und Gottverbundenheit“ aufweist. Daß aber andererseits die Gnade auch eine neue Realität gegenüber der Natur darstellt, kann man schon daran sehen, daß sie nur zur vollen Entfaltung gelangt, wenn die Natur auch gestutzt wird. Ohne eine erleuchtete, aber wirkliche Naturbeschneidung gibt es keine Naturveredlung und -überformung durch die Gnade. Es hat einen sehr positiven Sinn, wenn im Vorfrühling die Obstbäume beschnitten werden. Nur so werden sie fruchtbar und wird verhindert, daß der Lebenssaft fast nur Holz bildet, statt Früchte, die uns interessieren. Es ist allgemeine Erfahrung der Kirche, aber auch aller Geisteslehrer, daß wirkliche Harmonie von Natur und Gnade ohne Naturopferung nicht zustandekommen kann. Wo die Gnade ansetzt, können auch ungünstige Vorbedingungen in einem Menschen – etwa durch vorausgegangene schlechte Erziehung – neutralisiert werden. Es hat überdies schon viele Heilige gegeben, die gerade da tugendreich waren, wo sie früher einmal ihre schwache Stelle hatten. Auch dafür kann man viele Beispiele anführen. Wir wollen uns hier mit zweien begnügen. Die hl. Theresa von Avila war in ihrer Jugend oft sehr flatterhaft und sogar etwas leichtsinnig. Sie hat das im späteren Leben bereut und gesteht, daß sie nur darauf geachtet habe, „ihre frauliche Ehre nicht zu verlieren“. Als dem Vater das allzu lebhaftes Treiben seiner 16jährigen Tochter zu bunt wurde, steckte er sie kurzerhand in ein strenges Mädchenpensionat der Augustinerinnen. Tatsächlich wurde Theresa hier bald viel ruhiger und besinnlicher. Es begann ein erster Reifungsprozeß für das lebhaftes Mädchen. Aber selbst viel später hat Theresa 20 Jahre im Kloster der „Menschwerdung“ von der milderer Observanz zugebracht, die reichlich zerstreut und oberflächlich waren. Sie nahm in diesen Jahren fast an allem Klatsch in der Gesellschaft von Avila teil. Dennoch zog es sie zu mehr Ernst in der Nachfolge Christi, bis sie schließlich die Heilige des Gegenteils geworden ist, die gottversunkene Mystikerin. Nur so konnte sie die große Reformerin des Karmeliterordens werden.

Man mag auch in der Biographie von Mario Hiriart (Mario Hiriart – Ingenieur und Heiliger, Patris Verlag, Vallendar) nachlesen, wie dieser anfänglich ethisch-intellektuelle Typ mit starken humanistischen Interessen sich schwer getan hat, als es in seiner Gruppe an der Universität um eine betont personale Frömmigkeit ging, die von anderen in der Gruppe vorangetragen wurde. In den Jahren 1948, 1949, 1950 stand Mario Hiriart einer solchen Entwicklung immer etwas hilflos gegenüber. Seine Affektschicht mußte erst für übernatürliche Liebe aktiviert werden. Und da hat er mehr von seinen Kameraden gelernt als durch persönliches Bemühen. Aber da wo Mario Hiriart einmal eine Schwäche hatte, hat er später seine Freunde übertroffen durch warme, herzliche und tiefgreifende Liebe zu Christus und Maria. Trotzdem ist er Humanist geblieben, so ähnlich wie auch Theresa von Avila als Mystikerin ein sehr aktives Leben gelebt hat. In beiden Fällen hat die Gnade die Natur überformt und zur Vollendung geführt. Mario Hiriart wurde zum Vorkämpfer für Säkularspiritualität, also für Laienfrömmigkeit. Das wird in den Kapiteln 20 und 21 seiner Biographie auf den Seiten 133 bis 148 sehr deutlich dargelegt. Dem waren allerdings zehn Jahre steter konkreter Erziehungsarbeit vorausgegangen, in denen Mario Hiriart langsam fortschreitend lebensnahe, erdnahe und berufsnahe Religiosität gelernt und eingeübt hat, die ihm ganz neue Horizonte für ein Christentum moderner Welt- und Lebensgestaltung vermittelten. Erst durch seine Entwicklung zu einer auch personalen Frömmigkeit wurde sein lebhaftes Interesse für alle profanen Sach- und Kulturgebiete zur Grundlage seiner Laienspiritualität, wie sie jetzt nach dem Vatikanum II von immer größerer Aktualität geworden ist. Wenn es je zur Verwirklichung der großen Anliegen des Konzils kommen soll, wird alles Apostolat und jede Pastoral viel stärker darauf abzielen müssen, unter den Gläubigen eine starke Bewegung und Strömung zu weltnaher und lebensnaher Frömmigkeit in Gang zu bringen. Durch zu viele Kanäle und auf zu vielen unterirdischen Wegen dringt heute der falsche Zeitgeist in die inneren Räume der Kirche, als daß man so ohne weiteres alle zur Aktion und „Mitverantwortung“ aufrufen könnte, für die oft die ganz gewöhnlichen Voraussetzungen fehlen. Eine kraftvolle Gegenbewegung zum vordringenden unchristlichen Zeitgeist kann heute nur getragen werden von dynamisch wirksamer Säkularspiritualität unter den Laien aller Berufe. Das hat Mario Hiriart wie kaum jemand anders schon in den 50er Jahren als klare Forderung der Zeitlage erkannt und daraus seine Lebenssendung gemacht. Er wurde Vorkämpfer für Laienspiritualität, während Theresa von Avila im 16. Jahrhundert Vorkämpferin für die Reform des Karmeliterordens geworden ist. Beide aber mußten erst durch die Gnade vollkommen gewandelt werden.

Moderne Bewegungen in der Kirche (I): Das Opus Dei

Von Heinrich Dinrod

Die Kirche befindet sich in unseren Tagen, wie es der Gründer des Schönstattwerkes oft in einem einprägsamen Bilde auszudrücken pflegte, im Aufbruch an ein neues Ufer. Ein Zeichen dafür war das II. Vatikanische Konzil 1962 bis 1965. Deutliche Zeichen in dieser Hinsicht sind auch die neuen Bewegungen und Gemeinschaften, die sich in den letzten Jahren und Jahrzehnten innerhalb der Kirche gebildet haben. Ihre Zahl ist inzwischen ziemlich groß geworden und es scheint, daß immer neue hinzukommen. Einige von ihnen sollen, beginnend mit dieser Nummer, in unserer Zeitschrift vorgestellt werden. Wir fangen an mit dem Opus Dei, der Gründung des 1975 in Rom verstorbenen spanischen Priesters Josemaria Escrivá de Balaguer y Albas.

Wer sich mit dem Opus Dei befaßt, bemerkt schon bald, daß es sich um ein sehr expansives, von inneren Energien vorangetriebenes und darum freilich auch häufig kristisiertes, ja attackiertes Werk handelt.

So war das Opus Dei im Januar 1981 weltweit heftig ins Gerede gekommen. Begonnen hatte es mit einem Beitrag in der berühmten Londoner Zeitung „Times“. Darin wurde versucht, die Arkandisziplin des Opus und die durch diese Arkandisziplin vor der Welt verborgenen internen Bräuche an den Pranger zu stellen. Der Vorwurf lautete u. a. auf psychische Störung, ja auf Persönlichkeitsveränderung vor allem junger Mitglieder.

Zwei Jahre vorher, 1979, hatte es um das Opus Dei aus einem anderen Grunde Aufregung gegeben: Seine Leitung hatte – wie gesagt wurde – beim Heiligen Stuhl eine grundlegende Änderung seines Rechtsstatus in der Kirche beantragt. Aus dem bisherigen Säkularinstitut sollte eine über die ganze Welt verbreitete Personaldiözese werden. Die Mitglieder des Opus – um die 70000 oder 80000 in etwa 80 Ländern der Welt – würden dann nicht mehr dem jeweiligen Ortsbischof, sondern unmittelbar der eigenen Leitung unterstellt sein – und selbstverständlich dem Papst.

Noch früher, in den Jahrzehnten der Franco-Diktatur, war das Opus unter Beschuß gekommen, weil einige seiner Mitglieder Ministerämter in spanischen Regierungen angenommen hatten.

Auf der anderen Seite gewinnt man den Eindruck, daß das Opus Dei viel Achtung und Sympathie genießt. Kardinäle der Kirche folgen Jahr um Jahr gerne der Einladung des Opus, die Weihe seiner Neupriester vorzunehmen. Für gewöhnlich hat man eine ansehnliche Zahl von Weiehekandidaten zu präsentieren. Die

jährliche Gedächtnisfeier am Sterbetag des Gründers muß immer in einer der großen Kirchen Roms gehalten werden, in Sant' Andrea della Valle oder in der Lateranbasilika. An ihr nehmen nicht nur Tausende von Gläubigen teil, sondern auch ein Dutzend Kardinäle, dazu Botschafter der verschiedenen Staaten beim Heiligen Stuhl. Jedes Jahr zur Karwoche bringt das Opus Dei einige Tausend Studenten in der Ewigen Stadt zusammen, denen der Hl. Vater selbstverständlich die Gunst einer eigenen Begegnung mit Meßfeier, Ansprache usw. gewährt.

Schon im ersten Jahr seiner Regierung sagte Johannes Paul II. zu einer Gruppe von 300 Mitgliedern des Opus Dei aus dem Universitätsbereich während einer gemeinsamen Meßfeier am 19. August in Castel Gandolfo: „Euer Institut hat zum Ziel die Heiligung des Lebens in der Welt; ihr wollt sie umwandeln und erlösen durch eure eigene Liebe zu Christus. Das ist wahrhaftig ein großes Ideal, durch das ihr von Anfang an die Theologie des Laientums vorweggenommen habt, die später die Kirche des Konzils und der nachkonziliaren Zeit geprägt hat. Das ist die Botschaft und die Spiritualität des Opus Dei: Mitten in der Welt, in jeglicher Situation ein Leben der Gottvereinigung leben, sich selbst zu vervollkommen suchen mit Hilfe der Gnade und Jesus Christus verkünden durch das Zeugnis des Lebens. Was gibt es Schöneres und Begeisternderes als dieses Ideal? Ihr seid eingepflanzt in die Menschheit und mit ihr auf das engste verbunden, mit ihren Freuden und Schmerzen; ihr wollt sie lieben, ihr Licht und Erlösung bringen. Seid wegen dieser eurer Zielsetzung gesegnet und immer ermutigt!“

Vergessen wir nicht zu erwähnen, daß 1978, zum 50. Gründungstag des Opus, nicht nur Kirchenblätter Artikel über das Werk brachten, sondern auch laizistische Zeitungen wie etwa in Deutschland die „Frankfurter Allgemeine“. Am Gründungstag selbst, dem 2. Oktober, stellte das erste Programm des italienischen Fernsehens das Opus Dei in einer halbstündigen Sendung in Farbe vor.

Gründer und Gründungsvorgang

Der Gründer des Opus Dei, Monsignore Josemaria Escrivá de Balaguer y Albas, wurde am 9. Januar 1902 in dem Städtchen Barbastro in Aragonien geboren. Das ist die Gegend am Südhang der Pyrenäen, aus der auch der hl. Ignatius von Loyola und der hl. Franz Xaver stammen. Er war das zweite Kind einer tiefreligiösen und wirtschaftlich zunächst recht gut gestellten Familie. Der Vater war Textilkaufmann. Sein Geschäft erlitt allerdings in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg schwere Rückschläge, in deren Gefolge die Familie nach Logroño am oberen Ebro zog.

Mit sechzehn Jahren erkannte der junge Josemaria seine Berufung zum Priestertum. Darüber hinaus vernahm er schon damals eine innere Stimme, die ihn einlud, Christus in einer besonderen Weise nachzufolgen, wenn ihm auch noch

nicht klar war, was genauer Gott von ihm wollte. Die philosophischen und theologischen Studien machte er anfangs als externer Seminarist in Logroño; dann, ab 1920, in Saragossa. Dort empfing er am 28. März 1925 die Priesterweihe. 1927 bekam er die Erlaubnis, nach Madrid überzusiedeln. Seine Absicht war, in der Hauptstadt das schon in Saragossa betriebene Studium der Rechte fortzuführen und abzuschließen. Die Mutter, eine Schwester und ein jüngerer Bruder zogen mit ihm. Der Vater war vor seiner Priesterweihe gestorben.

Hier nun, in Madrid, erfolgte schon bald die Gründung seines Werkes. Der Gründungsvorgang trug sich am 2. Oktober 1928 in der Seele des Gründers zu. Er nahm in diesen Tagen in einem Haus der Lazaristenpatres in Madrid an Exerzitien teil. Während er für sich auf seinem Zimmer war und betete, „sah“ er die ihm von Gott zugedachte Gründung. So jedenfalls schilderte es sein Nachfolger im Amte des Generalpräsidenten des Opus Dei, Don Alvaro del Portillo. Der Gründer selbst breitete über dieses innere Ereignis gewöhnlich den Mantel des Schweigens. Wohl bemerkte er im Jahre 1962 einmal dazu: „Von diesem Augenblick an hatte ich keine Ruhe mehr und begann zu arbeiten.“

Der erste Zweig seiner Gründung, die männliche Abteilung, bildete sich aus Studenten, Arbeitern und Künstlern, die sich ihm als Seelenführer angeschlossen hatten und ihm bei der Betreuung von Armen, Kranken, Alten und Verlassenen in den Vorstädten von Madrid halfen. Am 14. Februar 1930 entstand die weibliche Abteilung des Opus Dei. Die Anregung dazu kam ihm bei der Feier der hl. Messe in der Hauskapelle einer Madrider Familie. Genau dreizehn Jahre danach, am 14. Februar 1943, rief er die „Priestergemeinschaft vom hl. Kreuz“ ins Leben. Zunächst verbreitete die Gründung sich im Gründungsland Spanien. Die ersten Zentren waren gemietete Wohnungen.

Der spanische Bürgerkrieg 1936 bis 1939 stellte für das junge Werk eine harte Probe dar. Der Gründer hielt sich bis Ende 1937 in der umkämpften und von Kirchenfeinden beherrschten Hauptstadt auf. Auf abenteuerlichem Wege gelangte er über Andorra und Lourdes, wohin er zur Gnadenstätte der Gottesmutter pilgerte, auf die nationalspanische Seite nach Burgos.

Der äußeren Gefährdung folgten nach dem Bürgerkrieg Schwierigkeiten und Verleumdungen von seiten bestimmter kirchlicher Kreise. Doch erhielt er 1941 die Anerkennung des Bischofs von Madrid und am 8. Dezember 1943 die des Heiligen Stuhles in Rom. Der einfachen Anerkennung folgte am 24. Februar 1947 – also noch vor der Promulgierung von „Provida Mater“ – das Decretum laudis und am 16. Juni 1950 die definitive Anerkennung als Säkularinstitut. Inzwischen hatten zwei Mitglieder der Priestergemeinschaft des Opus Dei wichtige Positionen innerhalb der Religiosenkongregation erlangt. Auch der Gründer selbst verlegte im Sommer 1946 seinen Wohnsitz und damit auch die Weltzentrale seiner Gründung nach Rom.

Erste Ausbreitung

Das erste Land, in das sich das Opus Dei von Spanien aus verbreitete, war – für eine spanische Gründung eine naheliegende Sache – Portugal. 1944 begaben einige Mitglieder sich dorthin, begannen in ihrem Beruf zu arbeiten und das dem Opus eigentümliche Apostolat auszuüben. Im Jahr der Beendigung des Zweiten Weltkriegs, 1945, fingen andere Mitglieder in England, Frankreich, Italien, USA, Mexiko und Irland an. In den fünfziger Jahren kamen Holland, Kanada, Venezuela, Argentinien und Deutschland hinzu. Später faßte man in noch entlegeneren Ländern Fuß, so in Japan, Australien, Kenia und Nigeria. 1966 konnte der Gründer einem Korrespondenten der renommierten Pariser Zeitung „Le Figaro“ sagen: „Das Opus Dei fühlt sich überall wohl, ob in England, Kenia, Nigeria, Japan, den Vereinigten Staaten, Australien, Irland, Mexiko oder Argentinien ... Überall handelt es sich beim Opus Dei um ein religiöses und pastorales Anliegen, das in den Herzen der Menschen der einzelnen Länder Wurzeln geschlagen hat. Es ist an keine bestimmte Kultur, an keine geschichtliche Epoche gebunden.“

1979 zählte das Opus Dei mehr als 72 300 Mitglieder, darunter Männer, Frauen, Verheiratete, Ledige, Priester und Laien aus 87 Nationen, die in ungefähr 500 Diözesen tätig waren.

Für die Leitung des Werkes sind zwei Gesichtspunkte maßgeblich: Dezentralisation und Kollegialität. An der Spitze des Ganzen steht ein Generalpräsident – derzeit der erste Nachfolger des Gründers, Alvaro del Portillo. Für die männliche Abteilung wird er von einem Generalrat unterstützt, der seinen Sitz in Rom hat. In den verschiedenen Ländern, in denen das Opus besteht, gibt es ein kollegiales Leitungsgremium mit einem sogenannten Consiliarius an der Spitze. Die weibliche Abteilung hat eine ähnlich strukturierte Leitung. Ihr zentrales Leitungsorgan ist der „zentrale Beirat“. Bemerkenswert ist, daß auf Oberstellen im Opus Dei nur ehelos lebende Mitglieder berufen werden. Auch Priester werden nicht mit Leitungsfunktionen betraut.

Mitglieder

Zum Opus Dei gehören und können gehören Menschen aller Kategorien: Männer, Frauen, Junge und Alte, Verheiratete und Ledige. Auch alle Berufe sind darin vertreten: Fabrikarbeiter, Landwirte, Bergleute, Büroangestellte, Ärzte, Rechtsanwälte, Ingenieure usw. „Um dem Opus Dei beizutreten“ – so lautet eine andere Aussage des Gründers – „ist nichts anderes erfordert als der Wille, dem Rufe Gottes zu entsprechen, der uns einlädt, im eigenen Stand, in der Ausübung des eigenen Berufes oder Gewerbes in der Welt nach christlicher Voll-

kommenheit zu streben, und dies gemäß der Geistigkeit des Opus Dei. Deshalb leben die Männer und Frauen des Opus Dei in den unterschiedlichsten Verhältnissen. Gott, der den Ruf ergehen läßt, macht keinen Unterschied zwischen den Personen.“

Die Mitglieder sind größtenteils Eheleute, die das Christentum zunächst möglichst vollkommen in ihren Familien verwirklichen wollen. Manche Mitglieder bleiben unverheiratet. Sie möchten dadurch mehr Zeit gewinnen für Aufgaben der Formung innerhalb des Opus und für apostolische Unternehmungen. Das Opus Dei seinerseits beantwortet die Hingabe der Mitglieder durch geistliche Hilfe und Orientierung für das innere Leben. Es vermittelt Anregung und Mut, zu neuen Apostolatsfeldern vorzustoßen, wo den Menschen ein noch wirksamerer Dienst geleistet werden kann.

Eine Reihe von Mitgliedern lebt an den Zentren des Opus Dei. Sie leiten die verschiedenen apostolischen Initiativen und stehen im Dienste der Formation anderer Mitglieder. Wie schon mehrmals erwähnt, hat das Opus auch Mitglieder, die Priester sind. Zusammenfassend ist zu sagen: 1. Zum Opus Dei gehören Laien und Weltpriester. 2. Unter den Laien gibt es Verheiratete und Ledige. 3. Ob verheiratet oder ledig, die Mitglieder kommen aus allen Berufen und sozialen Verhältnissen.

Neben den Mitgliedern gibt es noch die Mitarbeiter des Opus. Von ihnen sind viele nicht katholisch oder gar nicht einmal Christen. Sie haben aber mit Zustimmung des Heiligen Stuhles eine feste Bindung an das Opus. Ihre Mitarbeit kann auf verschiedenen Ebenen geschehen: durch Gebet, Almosen und aktive Betätigung.

Das Apostolat

Es ist schon mehrmals gesagt worden: Das Apostolat, auf welches das Opus Dei hauptsächlich ausgerichtet ist, geschieht durch das Leben der einzelnen Mitglieder: dadurch, daß sie sich täglich neu der Aufgabe stellen, in einem beispielhaften christlichen Leben, unter Umständen aber auch durch das Wort, die Botschaft Christi zu verbreiten. Das bedeutet, daß das Apostolat des Opus so bunt und vielfältig ist wie das Leben und die Aktivität seiner Mitglieder. Mitglied des Opus werden heißt nicht, seinen Beruf und seine Tätigkeit wechseln. Was sich verändert beim Eintritt in das Opus, ist die Perspektive. Das Leben bekommt einen neuen Sinn, weil man sich verpflichtet, aus jeder Situation des Lebens eine Begegnung mit Gott, einen Dienst am Mitmenschen, ein Apostolat zu machen. Monsignore Escrivá sagte in dieser Hinsicht einmal 1968: „Ich hoffe, daß es die Redewendung: ‚Die Katholiken durchdringen die verschiedenen gesellschaftlichen Bereiche‘ eines Tages nicht mehr gibt, und daß alle sich bewußt werden, daß dies eine klerikalistische Redeweise ist. Mit dem Apostolat des Opus Dei hat

das nichts zu tun. Die Mitglieder des Opus Dei brauchen nicht in die weltlichen Strukturen einzudringen – aus dem einfachen Grunde, weil sie normale Bürger wie die anderen sind und sich also schon in diesen Strukturen befinden.“ Das Opus Dei läßt also, was apostolische Betätigung angeht, größte Freiheit für die persönliche Initiative des einzelnen. Was zählt, ist das lebendige Zeugnis für Christus, das der Arbeiter in der Fabrik, der Intellektuelle durch seine Forschungen oder Veröffentlichungen, die Hausfrau in der Familie oder der Sportler durch den Sport erbringt. Darum konnte der Gründer von Anfang an sagen, das Apostolat des Opus sei wie ein Meer ohne Ufer oder eine große christliche Katechese in allen Bereichen der bürgerlichen Gesellschaft.

Gelegentlich nimmt auch das Opus Dei als solches apostolische Unternehmungen in seine Hand. Sie müssen jedoch immer als Ausdruck des persönlichen Apostolates der Mitglieder entstehen und in Zusammenarbeit mit anderen Bürgern, auch nichtkatholischen und nichtchristlichen, durchgeführt werden. Bei diesen Einrichtungen handelt es sich z. B. um Gewerbeschulen, landwirtschaftliche Schulen, Studentenwohnheime, Grund- und Mittelschulen sowie Universitäten. Großer Bekanntheit erfreut sich die Universität von Pamplona, die heute unter den spanischen Hochschulen einen führenden Rang einnimmt. Aber diese Institutionen sind nicht eigentlich „katholische“ Einrichtungen, sondern Unternehmungen von Bürgern, die von den allgemeinen Rechten Gebrauch machen. Sie beanspruchen darum auch keinen Sonderstatus, keine Privilegien und wollen nicht anders betrachtet und behandelt werden wie die Unternehmungen anderer Staatsbürger. Auf diese Weise aus echt-laikaler Mentalität heraus entwickelt, entsprechen sie immer konkreten Bedürfnissen und stehen zugleich Menschen aller Nationen, Rassen, Religionen und Überzeugungen offen.

Das geistliche Profil

Das geistliche Profil, das der Gründer dem Opus Dei eingepreßt hat kann man mit folgenden Hauptlinien charakterisieren: 1. Die Heiligung, die erstrebt wird, ist Heiligung mitten in der Welt. 2. Sie besteht in der Heiligung der Arbeit. 3. Sie ist getragen vom Geist der Freiheit. 4. Sie kennt Verantwortung und Pluralismus. 5. Sie wirkt sich aus in einem Leben des Gebetes.

1. Heiligung mitten in der Welt

Die Mitglieder des Opus Dei machen ernst mit der Aussage des Zweiten Vatikanischen Konzils, daß auch der gewöhnliche Christ in der Welt zur Heiligkeit berufen ist und zwar – das ist wichtig – ohne die Welt verlassen zu müssen, sondern eben dadurch, daß er sein tägliches Leben zu einer Schule der Heiligkeit macht.

Zitieren wir wieder den Gründer. Auf dem Campus der Universität von Pamplona sagte er 1967 einmal: „Gott ruft euch, daß ihr ihm dient in den Aufgaben und durch die Aufgaben, die gesellschaftlichen, materiellen, zeitlichen Aufgaben, die das menschliche Leben stellt. Im Labor, im Operationssaal, in der Kaserne, auf dem Lehrstuhl, in der Fabrik, in der Werkstatt, auf den Feldern, im Haushalt, in dem ganzen grenzenlosen Panorama der menschlichen Arbeit wartet Gott jeden Tag auf euch. Begreift es gut: Es ist etwas Heiliges, Göttliches in den gewöhnlichsten Verhältnissen verborgen. Ihr müßt es nur entdecken.“

2. Heiligung der Arbeit

Die Arbeit gehört zu den Existentialien des menschlichen Lebens. Darum war es für Monsignore Escrivá klar, daß sie für den Aufbau des übernatürlichen Lebens nicht nebensächlich oder gar gleichgültig sein kann. Aus der Verpflichtung, die zeitlichen Wirklichkeiten zu heiligen, ergibt sich, daß vor allen Dingen die Arbeit geheiligt werden muß. Monsignore Escrivá hat zu diesem Thema sehr häufig Stellung genommen. So führte er z. B. einmal aus: „Wenn wir die Christen an die großartigen Worte der Genesis erinnern, wo es heißt, daß Gott den Menschen erschuf, damit er arbeite, dann machen wir ihn aufmerksam auf das Beispiel Christi, der fast seine gesamte irdische Lebenszeit in einem Dorf bei handwerklicher Arbeit zubrachte. Wir lieben die menschliche Arbeit, die er als Lebensbedingung annahm, die er pflegte und heiligte. Wir sehen in der Arbeit, in der edlen schöpferischen Bemühung des Menschen, nicht nur einen der höchsten menschlichen Werte, ein unentbehrliches Mittel für den Fortschritt der Gesellschaft und eine gerechtere Ordnung der zwischenmenschlichen Beziehungen, sondern auch ein Zeichen der Liebe Gottes zu seinen Geschöpfen und der Liebe der Menschen untereinander und zu Gott. Sie ist ein Mittel der Vervollkommnung, ein Weg zur Heiligkeit.“

Papst Johannes Paul I., der sich am Opus Dei besonders interessiert zeigte, schrieb einen Monat vor seiner Wahl zum Papst zu diesem Punkte der Spiritualität des Opus: „Ähnliches lehrte vor dreihundert Jahren der hl. Franz von Sales . . . Doch Monsignore Escrivá geht unter mehreren Aspekten über Franz von Sales hinaus. Auch jener war ein Vorkämpfer der Heiligkeit für alle. Mir scheint aber, daß er lediglich eine ‚Frömmigkeit für Laien‘ lehrte, während Escrivá eine laikale Frömmigkeit will. Franz von Sales empfahl den Laien fast immer die Mittel, die die Ordensleute anwandten, mit entsprechenden Anpassungen. Escrivá ist radikaler. Er spricht geradezu davon, die Heiligung – im guten Sinne – zu ‚materialisieren‘. Für ihn muß die materielle Arbeit in Gebet und Heiligkeit verwandelt werden.“

3. Geist der Freiheit

Cornelio Fabro, ein in Italien recht bekannter katholischer Philosoph, schrieb über den Gründer des Opus Dei, er habe intuitiv den ursprünglichen Begriff der christlichen Freiheit wiederentdeckt. Jahrhunderte hindurch habe die Tugend des Gehorsams den ersten Platz in der Rangliste der christlichen Frömmigkeit innegehabt. Monsignore Escrivá habe die Dinge umgekehrt und aus dem Gehorsam eine Funktion der Freiheit gemacht.

An erster Stelle bedeutete Freiheit für den Gründer des Opus Dei Befreiung von der Knechtschaft der Sünde. Freisein heißt: nicht leben wollen wie ein Tier; die Unfreiheit im eigenen Innern beseitigen. Freiheit ist sodann nicht nur Achtung vor, sondern Liebe zu der Vielfalt der menschlichen und irdischen Wirklichkeit. Aus dieser Einstellung heraus kennt das Opus keine Diskriminierung, sondern ist offen für alle und alles. Es arbeitet mit allen und lebt zusammen mit allen. Jeder Mensch hat eine Seele, der es mit Ehrfurcht und Liebe zu begegnen gilt. 1954 sagte Monsignore Escrivá: „Gewalt – niemals! Ich begreife Gewalt nicht. Sie scheint mir nicht geeignet weder zum Überzeugen noch zum Siegen. Wer glaubt, weiß immer, daß er siegt. Den Irrtum bekämpft man mit Gebet, mit der Gnade, mit unvoreingenommenen Argumenten . . . durch Studieren und Studierenlassen, durch Liebe. Wenn deswegen jemand mir weismachen wollte, man müsse die Irrenden schlecht behandeln, so könnt ihr gewiß sein, daß ich mich von innen angetrieben fühlen würde, mich auf ihre Seite zu stellen und aus Liebe zu Gott ihr Los zu teilen.“

3. Verantwortung und Pluralismus

Das eine wie das andere ergibt sich aus der eben skizzierten Grundhaltung der Freiheit.

Da die Mitglieder des Opus Dei ihren Beruf in voller Freiheit selbst bestimmen und ihn auch frei ausüben, tragen sie selber dafür die ganze Verantwortung. Auch wenn Mitglieder sich in die Politik begeben oder über ihre Berufstätigkeit hinaus sich in Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur engagieren, so ist das ihr persönlicher Entschluß. Das Werk gibt in dieser Hinsicht keine Weisungen oder Befehle für die Praxis. Wenn deshalb ein Mitglied in der Gesellschaft eine herausgehobene Stellung erlangt und bekleidet, so geht das ausschließlich auf das Konto seiner eigenen Tüchtigkeit und seiner Verdienste und hat nichts mit dem Opus Dei zu tun. Der Gründer hat im übrigen immer betont, daß vor Gott nicht die Stellung zählt, die man einnimmt, sondern die Liebe zu Gott, mit der man sein Tun beseelt, und die tägliche Bemühung, die Berufsarbeit zu heiligen. Die Freiheit der Berufswahl bringt, wie jeder leicht erkennen kann, unter den Mitgliedern des Opus eine ungeheure Vielfalt mit sich. Das Opus kann gar nicht anders, es muß pluralistisch sein. Dabei wird ausdrücklich darauf verzichtet, die

zeitlichen Aktivitäten im Sinne einer gemeinsamen Linie zu koordinieren, etwa durch eine bestimmte Lenkung in der Berufsausbildung. Eine solche gezielte Einflußnahme auf die Gesellschaft gehört nicht zu den Zielsetzungen des Opus. Es will keine „pressure group“ sein.

Aber auch in Fragen des Glaubens und der Theologie läßt das Opus dort, wo es vom Glauben her möglich ist, Freiheit und ermöglicht Vielfalt. Für alle verbindlich ist das Depositum fidei, der Glaubensschatz, den die Kirche verbindlich vorlegt und verkündigt. Diese Wahrheiten allerdings bekennen und verteidigen die Mitglieder des Opus Dei. Innerhalb des möglichen Freiheitsraumes aber kann jeder sich seinen Standpunkt wählen und seinen Maßstab bilden.

5. Ein Leben des Gebetes

Die Spiritualität des Opus Dei ist wesentlich von Christus her bestimmt. Im Mittelpunkt stehen die Gnade der Gotteskindschaft und die Eucharistie. Das schloß für Monsignore Escrivá eine ausgeprägte Marienverehrung und eine unbedingte Anhänglichkeit an den Papst ein. Sein Biograph konnte deshalb sagen: „Das war seine dreifache Liebe: Christus, Maria, der Papst.“ In Maria sah er – mit Pius X. – den kürzesten, leichtesten und sichersten Weg zu Gott. Ihr Bezug zur Dreifaltigkeit war für ihn so eng, daß „ihr Herz dadurch befähigt wurde, die Mutter der ganzen Menschheit zu sein und sich mit einem jeden von uns so zu befassen, als existiere er allein für sie.“

Mit der Gottesmutter verehrte Monsignore Escrivá schon früh den hl. Josef, den er seinen „Vater“ und „Herrn“ nannte. Er wies vor allem auf sein Leben der Arbeit hin, auf seine Bereitschaft für die Heilspläne Gottes, auf seinen Verantwortungsgest, seine Liebe zu Jesus und Maria.

Der Papst war für Monsignore Escrivá und ist für sein Werk der Repräsentant Gottes auf Erden, der „Vize-Christus“, er möge heißen wie immer. Ihm gebührt nicht bloß Respekt und Verehrung, sondern Liebe. Wenn Escrivá 1946 seinen Wohnsitz und damit das Zentrum seiner Gründung nach Rom verlegte, so sollte das auch Ausdruck dieser Haltung sein. Daß der Papst seinen Sitz in Rom hat, war für ihn bewußte Führung seitens der göttlichen Vorsehung.

Abschließende Gedanken

Ein so kurzer Blick auf ein so lebendiges und weitverbreitetes Werk, wie wir ihn hier geboten haben, kann unmöglich die ganze Wirklichkeit eines solchen Werkes umfassen. Im Falle des Opus Dei kommt noch hinzu, daß es eine große Discretion pflegt, das heißt vor allem, daß es die Innenseite seines Lebens und Wirkens nicht vor der Öffentlichkeit ausbreitet. Wer Schönstatt kennt oder zum Schönstattwerk gehört, wird auf den Gedanken kommen, daß es zwischen bei-

den Werken manche Parallelen gibt. Ein Vergleich der beiden Gründungen wäre sicher nicht uninteressant. Doch soll er hier nicht geleistet werden.

Inzwischen hat übrigens der Seligsprechungsprozeß für den Gründer des Opus Dei von der Kongregation für die Heiligsprechungen grünes Licht erhalten. Und wenn man bestimmten Nachrichtendiensten glauben kann, so steht die 1979 beantragte Änderung des Rechtsstatus des Werkes kurz vor der Genehmigung. Sollte dies der Fall sein, dann würde das Opus Dei aus der Zuständigkeit der Kongregation für Orden und Säkularinstitute ausscheiden und als Personaldiözese oder Personalprälatur unter die Obhut der Kongregation für die Bischöfe kommen.

(Der Beitrag stützt sich in der Hauptsache auf: 1. Salvador Bernal: Mons. Josemaria Escrivá de Balaguer. Appunti per un profilo del Fondatore dell'Opus Dei, Milano 1977; und 2. Pier Giovanni Palla: L'Opus Dei, in: A. Favale (Hrsg.): Movimenti ecclesiali contemporanei, Roma 1980, S. 105-118).

Wie Abweichungen zur Norm werden

Vor etlichen Wochen ging eine Meldung durch die Presse, die keine besonders große Beachtung fand, obwohl sie von allergrößter Bedeutung war. Am häufigsten, so scheint es, wurde sie in Kirchenblättern abgedruckt, kaum jedoch in den Tageszeitungen üblichen Stils. Es handelt sich bei der Meldung um das Ergebnis einer Umfrage über die religiöse Einstellung bzw. das religiöse Engagement der Journalisten in der Bundesrepublik, die bei Rundfunk und Fernsehen beschäftigt sind. Die Meldung besagte kurz und knapp, daß zwei Drittel dieser Journalisten sich als unreligiös bezeichneten.

Auch in den USA war jüngst eine Befragung mit ähnlicher Fragestellung durchgeführt worden. Sie richtete sich an 240 Redakteure der größten Rundfunk- und Fernsehgesellschaften und von so maßgeblichen Publikationen wie die „New York Times“, das „Wall Street Journal“, die „Washington Post“, das TIME-Magazin usw. Das Alter der Befragten lag zwischen 30 und 40 Jahren. Von ihnen bekannten lediglich 8%, daß sie regelmäßig zum Gottesdienst in ihrer Kirche gehen. 86% dagegen gaben an, daß sie selten oder nie eine Kirche besuchen. 50% sagten, keinerlei religiöse Bindung zu haben.

Ob diese Zahlen nach jeder Richtung hin hieb- und stichfest sind und ob die amerikanische Befragung als repräsentativ für den ganzen Stand der Redakteure in den USA gelten kann, sei dahingestellt. Sicher aber spiegelt sich in ihnen die Tatsache, daß der Prozentsatz religiös eingestellter, im Sinne des Christentums gläubiger Journalisten und Redakteure an Rundfunk und Fernsehen bei uns in der Bundesrepublik und anderswo sehr niedrig ist. Die Frage, woran das liegt, soll hier nicht erörtert werden. Ohne Zweifel spielen auch Versäumnisse seitens der Kirche und ihrer Verantwortlichen in der Vergangenheit eine Rolle. Dem Gebiet der Massenmedien wurde zu lange nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt.

Eines aber ist sicher: Das Faktum, daß die Massenmedien in so großem Umfang nicht in den Händen von gläubigen Christen sind, hat selbstverständlich seine Auswirkungen, konkrete, praktische Auswirkungen, z.B. für die Gestaltung einzelner Rundfunk- und Fernsehsendungen, aber auch für die Gesamtlinie, die in den Rundfunk- und Fernsehanstalten vorherrscht. Von den befragten amerikanischen Redakteuren war, in genauer Entsprechung zum Maß des religiösen Engagements, die überwiegende Mehrheit für eine Liberalisierung des Rechts auf allen Gebieten, angefangen bei der Abtreibung über die Homosexualität bis hin zur generellen sexuellen Freizügigkeit.

Nun wird man nicht allgemein von der Annahme ausgehen können, daß die persönliche Einstellung eines Redakteurs oder Journalisten in jedem Falle auf die

Linie seiner Arbeit durchschlägt. Ebenso wenig aber wird man der gegenteiligen Auffassung sein dürfen, daß die Arbeit eines Journalisten von seiner persönlichen Einstellung gänzlich unberührt bleibt. Wer seine Augen vor der Wirklichkeit in den Funkhäusern der Bundesrepublik nicht völlig verschließt, kann unmöglich an der Wahrnehmung vorbeikommen, daß es nicht wenige Journalisten dort gibt, die ihr Metier mit einer bewußt kämpferischen Akzentuierung betreiben und das keineswegs zugunsten der Verbreitung und Geltung christlicher Prinzipien.

Otto B. Roegele, der bekannte Kommunikationswissenschaftler der Universität München, hat Ende April in der von ihm mitherausgegebenen Wochenzeitung „Rheinischer Merkur/Christ und Welt“ einen Beitrag veröffentlicht, dessen Inhalt in diesem Zusammenhang unbedingt mitbedacht werden muß. Der Untertitel des Beitrags „Das Nachrichtengeschäft der Massenmedien und die Krise des Wertbewußtseins“ sagt bereits, worauf Roegele aufmerksam machen will: daß die Krise des Wertbewußtseins, die zu den bedenklichsten Symptomen unserer Zeit gehört, durchaus auch mit der Nachrichtenvermittlung und Nachrichtengestaltung in den Massenmedien Presse, Rundfunk und Fernsehen zu tun hat. Was aber heißt „Massenmedien“ hier anders als jener relativ kleine Kreis von Journalisten, die die Massenmedien in der Hand haben und über sie verfügen? Roegele stellt zunächst einmal fest, daß „Nachrichten ... heute wie eh und je den harten Kern der von den Massenmedien vermittelten Inhalte“ ausmachen. Was aber ist eine Nachricht? Oder besser: Welche Nachricht ist eine Nachricht im Sinne der Massenmedien? Welche Nachricht wird für wert befunden, von den Massenmedien als Nachricht angenommen und gebracht zu werden? Die Antwort darauf lautet knallhart und unbarmherzig: nur die aktuelle Nachricht, die eine Veränderung der Wirklichkeit anzeigt.

Beide Elemente dieser Antwort sind wichtig. Erstens: Die Sache muß aktuell sein. Roegele zitiert Niklas Luhmann: „Was gedruckt oder gesendet wird, muß sich gegenüber Vorhandenem als neu ausweisen, um eine Kommunikation wert zu sein. Aktualität ist *Conditio sine qua non*, ist Zulassungsbedingung.“ Zweitens: Aktualität bedeutet zugleich: die Nachricht muß eine Veränderung anzeigen, sonst wird sie nicht in die Nachrichtengebung der Massenmedien aufgenommen.

Was ergibt sich daraus? Roegele sagt mit Recht: Wenn es sich so verhält, daß nur das, „worin sich Veränderung der Wirklichkeit anzeigt, eine Nachricht hergibt, bleibt der gesamte, weit größere Teil der Wirklichkeit, in dem sich nichts Berichtenswertes verändert hat (oder zu haben scheint), von der Umsetzung in Nachrichten ausgeschlossen.“ Das aber bedeutet hinwiederum: Durch eine solch selektive Handhabung der Dinge entsteht „ein künstlich dynamisiertes Bild, das

Bild einer Welt, die sich, wie es scheint, rastlos verändert, in der es stets auf Veränderung ankommt.“

Jedermann, der sich in der Geistesverfassung der Gegenwart hinreichend auskennt, weiß, wie sehr und immer mehr gerade die zuletzt getroffene Feststellung Roegeles den Menschen von heute bestimmt. Wir leben in einer Welt, „in der es auf Veränderung ankommt“. Das heißt mit anderen Worten: Wer die Veränderungen nicht mitmacht oder gar der Veränderung nicht mehr fähig ist, ist ein erledigter Mensch. So hat denn auch den Menschen der Gegenwart eine Dauerpanik ergriffen, bestehend aus der Angst, nicht „up to date“ zu sein, und der manchmal lächerlichen Sucht, ja nicht den letzten Schrei des Modischen zu verpassen.

Die vermutlich gravierendste Auswirkung zeitigt diese Art der Nachrichtenvermittlung auf dem Felde der Moral, hinsichtlich der moralischen Normen. Immer stärker wurde auch hier die Vorstellung zur Herrschaft gebracht, daß wir in einer Welt der Veränderungen leben und daß es auf Veränderung ankommt. Das geschieht dadurch, daß, wie Roegele zu sagen weiß, im Nachrichtengeschäft der Massenmedien „das von der Norm und der Normalität Abweichende begünstigt“ wird. Wenn aber ein Mensch in den Nachrichten der Medien immer nur über Abweichungen von der Norm hört oder liest, dann kann man sich nicht wundern, wenn er unter den Eindruck gerät, die Abweichungen seien am Ende gar keine Abweichungen, sondern das Normale. Roegele beschreibt es präzise so: Ein solcher Mensch „fragt sich, ob er in seiner Auffassung über das, was richtig und gut ist, nicht einem Vorurteil folge, das er längst hätte aufgeben müssen ... Er gerät in eine Krise seines Wertbewußtseins ... Schließlich akzeptiert er die fremde Norm als seine eigene – und dies alles nicht etwa deshalb, weil er zu einer besseren Erkenntnis vorgedrungen wäre, weil er Argumente verstanden und eingesehen hätte, nicht weil er überzeugt worden wäre, sondern weil die Beinahe-Ausschließlichkeit, mit der über Normabweichungen berichtet und debattiert wurde, ihm den durchaus falschen Eindruck verschaffte, das Normale sei die Ausnahme geworden“.

Wer der Meinung ist, das alles sei nur luftige Spekulation, der befaße sich mit dem Vorgang der Ausbreitung der Ehescheidungen in unseren Ländern. Er wird sehen, daß zwar nicht allein, aber auch nicht zum wenigsten die Präsentation der Ehescheidung in den Massenmedien (einschließlich des Films) es gewesen ist und noch immer ist, die in maßgeblicher Weise zur Entstabilisierung der Institution Ehe beigetragen hat.

Diejenigen aber, von denen die Entscheidung getroffen wird, welche Nachrichten zu den Massenmedien zugelassen werden, wie sie zusammengestellt, in welcher Perspektive sie dargeboten werden, und das Tag um Tag und Jahr für Jahr, das sind die an den entsprechenden Stellen tätigen Journalisten und Redakteure. Zwei Drittel der Journalisten an den monopolartigen Rundfunk- und Fernseh-

anstalten der Bundesrepublik aber haben sich selbst als unreligiös bezeichnet. Wenn man das weiß, wundert man sich nicht mehr, daß viele Dinge so laufen, wie sie laufen.

(Der zitierte Beitrag von O. B. Roegele ist ein Auszug aus seinem Buch „Neugier als Laster und Tugend“, das bei Interfrom, Zürich, zum Preis von DM 12,- erscheint).

Verfolgte Christinnen in der Sowjetunion

Sie ist zierlich und meidet die großen Worte. Nur wenn die Rede auf die 3,6 Millionen starke Armee der UdSSR kommt, wird die Aussage der russischen Dissidentin Tatjana Goritschewa bewegt, nahe den Tränen: „Dies ist eine Institution der totalen Unmenschlichkeit. In den Kasernenmauern gibt es keine Nachdenklichkeit. Da gibt es nicht die Zweifel und Vorbehalte, die sich längst im sowjetischen Alltag durchsetzen. Die Bajonette der Sowjetarmee erhalten diesen totalen Staat.“ Manchmal erzählt Tatjana Goritschewa mit stockender Stimme: „Ich glaube im Westen wurde das große Umdenken bei den Sowjetmenschen noch nicht richtig zur Kenntnis genommen. Man kann beinahe von einem Wunder sprechen. Die junge Generation hat mit Marxismus und Leninismus nur noch wenig im Sinn. Zu groß war die Enttäuschung. Das bessere Leben blieb aus. Dafür gab es Verelendung und Unterdrückung“.

Vor ihrer Emigration im Jahre 1980 gehörte Tatjana Goritschewa dem religiösen Zentrum in Leningrad an. In Frankfurt zählte sie dann zu den Gründerinnen des Zusammenschlusses „Maria“. Sagt Tatjana Goritschewa: „Wir haben Maria bewußt gewählt. Sie ist die Mutter Gottes, die himmlische und irdische Königin Rußlands. Den vielen, die in der UdSSR auf dem Weg zum Christentum sind, gibt sie Stärke und inneren Halt“. Zu der völlig verschiedenen Situation der Kirche in Polen und in der Sowjet-Union erklärt sie: „Die religiöse Erneuerung in der UdSSR muß bei Null anfangen. In Polen existiert eine kraftvolle katholische Kirche“. Eher skeptisch steht Tatjana Goritschewa dem Roman „Der Verräter“ gegenüber, der das Einschleusen eines KGB-Agenten in die russisch-orthodoxe Kirche schildert: „Unmöglich ist nichts in diesem Land. Aber ich bin der Überzeugung, daß auf die Dauer kein Agent die Doppelbelastung von Agent und Priester aushält. Er muß an diesem Doppelauftrag zerbrechen. Außerdem hat der KGB die ganz offiziellen Mittel, die Klöster praktisch zu bespitzeln, die Priester unter Druck zu halten, sie zu Aussagen gegenüber dem Geheimdienst zu zwingen“.

Verfeinerte Erpressung wirft Tatjana Goritschewa dem KGB vor: „Man kommt heute nicht mehr sofort nach Sibirien. Ich wurde sehr zivil vor die Alternative am Vorabend der Olympischen Spiele 1980 in Moskau gestellt, entweder

Schutzhaft oder Emigration. So schwer es mir fiel, ich wählte dann doch den Schritt in den Westen“. Auch von ihm ist Tatjana Goritschewa enttäuscht: „Es gibt die Kirche. Aber der Glaube fehlt. Manchmal kommt es mir vor, als ob der Heilige Geist auch hier in einer religiösen Wüste wirkt“. In ihrer Studienzeit war Tatjana Goritschewa kein Parteimitglied, aber eine überzeugte Marxistin. „Eine militante Nihilistin und Nietzsche-Anhängerin“ wie sie sagt. Sie interessierte sich für den Buddhismus. Bei der Meditation, bei der Versenkung in die heilige Silbe „Om“ geschah es dann: als Meditationstext, der nur zur Konzentration dienen sollte, wurde ihr das (verbotene) Vater-Unser in die Hand gegeben. Sie las es – und war bekehrt. „Es gibt Wunder“, sagt Tatjana Goritschewa. Danach folgte ein radikaler Wechsel in ihrem Leben. Wochenweise lebte sie in den verschiedensten Klöstern. Länger konnte der Aufenthalt nicht dauern, dann hatte der KGB den verdächtigen Gast ausgemacht. Anschließend ging sie in den Untergrund. Gestützt wurde sie durch die religiösen Zentren in Leningrad und die inzwischen geschlossene Stätte der Begegnung in Moskau.

Zwölf offizielle Klöster duldet die Sowjetmacht. Tatjana Goritschewa, die Philosophin, die zunächst Nietzsche verehrte und jetzt den heiligen Augustin studiert: „Ich kann nicht die Zahl sagen. In jedem Monat entstehen neue Klöster, praktisch Blockhütten mit einem Glockenturm auf abgelegenen Waldstücken. Nachts pilgert die Bevölkerung dorthin. Sie bringt den Mönchen, die in der Illegalität leben, Lebensmittel und auch Wein. Diese verbotenen Klöster sind echte Pilgerstätten. Und es entstand weiter eine Art Untergrundkirche. Jugendliche, die sich vom Elternhaus, von der Partei und vor allem von der Armee gelöst haben, beten dort, machen eine Woche der Besinnung mit. Ihre einzige Nahrung ist Brot und Wasser.“

„Die alten Frauen, die an offiziellen Gottesdiensten die Kirchen bevölkern, werden vom KGB zynisch geduldet, da man weiß, daß von diesen keine Gefahr ausgeht. Auch die Landbevölkerung ist kein Unruhefaktor mehr. Das Dorf ist praktisch zerstört. Religiöse Impulse kommen von einer neuen, nicht mehr genau definierbaren Schicht: Das sind Professoren und Studenten, Männer in gehobenen Positionen, die über den Rand ihres Schreibtisches nachdenken, und Frauen mit künstlerischen Berufen. Die Schicht der Arbeiter ist eigentlich das schwächste Glied. Da wird am Morgen schon die obligate Flasche Wodka getrunken und anschließend überläßt man das Denken und Arbeiten den anderen. Offiziell unternimmt das Regime Kampagnen gegen das Trinken. Indirekt unterstützt es die Saufereien. Wer schon am Mittag betrunken ist, kann kein gefährlicher Staatsfeind des Regimes sein“.

Wie Wladimir Maximow lebt Tatjana Goritschewa in Paris: Als Philosophin wurde sie vor allem durch den deutschen Denker Martin Heidegger geprägt. Die Untergrundzeitschrift trug bereits den Namen „Maria“, Mutter der Kirche. „Wir waren ein halbes Hundert, die sich um diese Veröffentlichung scharten“,

erzählt Tatjana Goritschewa. „Eine winzige Minderheit. Aber es gingen Impulse aus. Wir hatten die Söhne und Töchter von Generalen bei uns, die ihr privilegiertes Dasein aufgaben und zu uns stießen, mit all den Gefahren, mit dem KGB in Konflikt zu kommen. Mit uns solidarisierten sich Professoren, Maler, Schriftsteller und auch Studenten“.

Eine Feministin will Tatjana Goritschewa nicht genannt werden. „Die sind doch für Abtreibung. Wenn man so will, bin ich eine altmodische Frauenrechtlerin. Mir geht es um die Würde der Frau, nicht um ein hemmungsloses vorgebliches Ausleben. Der KGB nannte mich in seinen Akten eine Emanze. Das bin ich nicht. Ich wollte nur auf den Unterschied zwischen der Verfassung der UdSSR und der tatsächlichen Stellung der Frau aufmerksam machen. Die Sowjetfrau ist laut Gesetz dem Mann gleichgesetzt. Der Alltag sieht ganz anders aus. Die Arbeiterinnen in den Fabriken sind praktisch Sklavinnen, schlecht bezahlt, angetrieben von brutalen Vorarbeitern. Dagegen gingen wir mit den Argumenten der christlichen Soziallehre an. Und da wurden wir sofort zu Staatsfeinden“.

Zwei Verbrechen warfen die Vernehmer des KGB Tatjana Goritschewa vor: Den Aufbau einer eigenständigen Frauenbewegung neben der Partei und die kirchliche Erneuerung. Aber sie kontert: „Ich bin an der Fabrikbank gestanden. Ich habe den Alltag in einem industriellen Betrieb erlebt. Hier im Westen wird mit einem gewissen Schaudern noch vom Manchester-Kapitalismus des vorigen Jahrhunderts gesprochen. In der UdSSR wird er noch in seiner brutalsten Form praktiziert. Und was unsere religiösen Zentren betrifft: Da kamen nur selten die Arbeiter. Rat und Zuspruch erhofften sich gerade die Kinder der privilegierten Funktionärsschicht. Ich diskutierte mit den Kindern von Generalen, hohen Parteifunktionären und hohen Industrie-Managern. Und sie alle hatten eine erste Frage: Die Ideologie hat uns doch nichts mehr zu sagen. Sie ist ein Potemkinsches Dorf.“

An ihre Vernehmung mit dem KGB erinnert sich Tatjana Goritschewa ungerne: „Ich wurde nie gefoltert oder einer Gehirnwäsche unterzogen. Die Methoden der psychologischen Beeinflussung wurden verfeinert. Es werden Fallen gestellt, die nicht beim ersten Satz erkennbar sind. Daher gibt es nur eine Methode: Schweigen. Mit dem Teufel spricht man nicht.“.

Bekannt sind Tatjana Goritschewa über achtzig Frauen, die wegen ihrer frauenrechtlichen Forderungen im Gefängnis sitzen: „Sie haben nicht einmal das System in Frage gestellt. Sie erinnerten nur an die 1917 proklamierte Gleichberechtigung. Und sie prangern den Alltag der Sowjetfrau an, die unter der Belastung von Beruf in der Fabrik, Kindern und Haushalt leidet. Man macht sich im Westen ja keine Vorstellung, unter welchen Umständen eine Familie sogar in Morkau haust. Da gibt es kein warmes Wasser, ein Bad ist ein Fremdwort, Strom gibt es nur zu gewissen Zeiten. Waschmaschinen oder Kühlschränke sind ferne

Träume. Und um ein Pfund Fleisch einzukaufen, muß man mindestens eine Stunde vor dem ‚vergesellschaftlichten Laden‘ stehen.
Tatjana Goritschewa fügt hinzu: „Natürlich ist es der Mangel, der die Unruhe in der Sowjetmacht schürt. Es ist aber auch die Sehnsucht danach vorhanden, daß der Heilige Geist in diese Wüste kommt. Das macht Breschnews Reich zu einer Kulisse ohne Fundament. Wir verstehen unter Demut nicht Sklaverei. Zur Demut – und das gilt für das kommunistische Zwangsregime – sind nur jene fähig, die vor den Funktionären nicht demütig sind, nämlich jene, die keine Knechte der Menschen sein wollen.“

Peter Hornung
(iba 20/82)

Buchbesprechungen

DAS HIER ANZUZEIGENDE BUCH wird in Ankündigungen als „die erste ökumenische Untersuchung über Maria in der gegenwärtigen Diskussion zwischen den Konfessionen“ vorgestellt. Zunächst ist das Buch in der Tat ein ökumenisches Ereignis. Zwölf Exegeten der lutheranischen, der protestantischen, der römisch-katholischen und der Episkopal-Kirche haben sich in den USA zwischen 1975 und 1976 zusammengetan, um in öfteren Treffen die neutestamentlichen Texte über Maria miteinander zu diskutieren und einen Konsens über deren Auslegung zu erreichen. – Zweitens geht es um eine kritisch-exegetische Arbeit, die sich methodisch ziemlich enge Grenzen setzt und bemüht ist, sich von einer dogmatischen Schau abzugrenzen. Die Autoren wissen sich alle der historisch-kritischen Methode verpflichtet und achten darauf, daß das einzelne Zeugnis über Maria nicht vorschnell mit anderen harmonisiert wird. Es geht ihnen vor allem um die „historische Maria“ (20).

Nachdem man einleitend über die Entstehungsgeschichte (13–17) und die Grundlagen (19–39) der Studie aufschlußreiche Informationen bekommt, werden anschließend in möglichst chronologischer Ordnung die einzelnen neutestamentlichen Zeugen über Maria befragt, wobei auch mögliche marianische Texte (z. B. Gal 1, 19; 4, 4f.) zur Sprache kommen. Über das Neue Testament hinaus wird auch die christliche Literatur des 2. Jahrhunderts befragt (189–200), wo die Linien des Neuen Testaments weiter ausgezogen werden. Das letzte Kapi-

tel bringt die Schlußfolgerungen der Untersuchung (221–231), wo eine Art Synthese der Arbeit gemacht wird.

Wie ein Grundakkord durchzieht das ganze Buch die Aussage, daß Maria im Neuen Testament immer im Blick auf Jesus Christus gesehen wird und daß kein eigenes Interesse an Maria besteht (ein hagiographisches Interesse wird erst im Proto-Evangelium des Jakobus ca. 150 n. Chr. sichtbar). Die Autoren nehmen an, daß Maria nach der Auferstehung zur Gruppe der Gläubigen gehört hat (vgl. Apg. 1, 14). Für die Zeit des öffentlichen Wirkens Jesu geben sie dem Zeugnis des Markus den Vorzug, der den Verwandten und Maria gegenüber kritische Töne anschlägt (Mk 3, 20–35) und sie nicht der eschatologischen Gottesfamilie zurechnet. Matthäus und Lukas haben dann dieses Bild verändert (vgl. Mt 12, 36–50; Lk 8, 19–21), indem sie es mit den Aussagen der Kindheitsgeschichte zusammenschauten und so zu einem positiven Bild gelangten. Für Lukas ist Maria eindeutig Vorbild eines gläubigen Jüngers Jesu von Anfang an. Auch in der Kana-Perikope (Joh 2, 1–11) zeigt sich eine gewisse Distanz zwischen Jesus und Maria, die deutlich macht, daß nicht die Familienverbundenheit, sondern das Werk des Vaters Vorrang hat. Maria wird aber nicht zu den Ungläubigen gezählt (wie die Brüder, 5), sondern sie steht wieder unter dem Kreuz mit dem Liebesjünger, mit dem sie als gläubiger Zeuge die neue Gottesfamilie begründet (Joh 19, 25–27). Die „Frau“ in Offenbarung 12 hat keinen direkten Zusammenhang mit der „Frau“

unter dem Kreuz; sie stellt das neue Gottesvolk (Israel oder die Kirche) dar. Die jungfräuliche Empfängnis ist positiv nur bei Matthäus und Lukas bezeugt. Beide Evangelisten sehen Jesus als Gottes Sohn vom ersten Augenblick der Empfängnis an und übertragen damit eine Ausdrucks- und Vorstellungsweise auf die Empfängnis, die Paulus im Zusammenhang mit der Auferstehung bringt (vgl. Röm 1, 3 f.) (80 f., 99 f., 228). Die Autoren schließen die Historizität der Jungfrauschafft Marias nicht aus, können aber als kritische Exegeten sich nicht positiv dazu äußern und legen den Akzent eindeutig auf eine theologische Erklärung im Sinn eines besonderen Wirkens Gottes durch Jesus (228 f.). Dieser summarische Überblick zeigt, daß es in der Studie nicht um ein Gesamtbild Marias im Neuen Testament geht, sondern daß die einzelnen Züge herausgestellt und kritisch beleuchtet werden, die sich im Verlauf der weiteren Geschichte zu einem Gesamtbild vereint haben. Bei Lukas sind aber schon wichtige Ansätze zu einem Gesamtbild gegeben. Obwohl die Autoren sich bemüht haben, die verschiedenen Vorstellungen im Neuen Testament über Maria in ihrer Vielfalt zur Sprache zu bringen, sind sie einer Engführung nicht entgangen. Da das negative Porträt des Markus (223!) am Anfang steht, werden später alle anderen Aussagen daran gemessen. Die wenigen Aussagen bei Markus werden überbewertet, und es wird zuwenig klar herausgestellt, daß auch die Jünger Jesus mißverstanden haben und nur langsam zum Glauben gekommen sind. – Auch wird Maria fast nur in der Linie der gläubigen Jüngerschaft gesehen, und es wird zu wenig von ihrer eigenen Rolle – immer im Blick auf Jesus! – gesprochen, die ihr z. B. bei Johannes sehr deutlich zukommt. Auch die Ansätze einer Verehrung der Mutter Jesu im Neuen Testament (vgl. Lk 1, 42 b, 48; 11, 27 f.) sind nicht genügend berücksichtigt. So kommen bei einer grundsätzlich positiven Bewertung der marianischen Aussagen im Neuen Testament wesentliche Momente nicht zum Tragen.

Dabei soll man beachten, daß die Autoren ihre Aussagen immer in ökumenischer Perspektive machen und von daher ein breiter Konsens schwierig zu erreichen ist. Auch setzt ihnen die etwas einseitige Handhabung der historisch-kritischen Methode klare Grenzen und läßt kein Gesamtbild auf der Ebene des Kanons zu.

Eine gewisse Kenntnis dieser Methode ist beim Lesen des Buches vorausgesetzt, sonst wird man von der Fülle der Einzelprobleme verwirrt (679

Anmerkungen!). Im Ganzen ist die Studie ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Mariologie und der Marienverehrung.

R. E. Brown, K. P. Donfried, J. A. Fitzmyer, J. Reumann (Hrsg.), *Maria im Neuen Testament. Eine ökumenische Untersuchung – Eine Gemeinschaftsstudie von protestantischen und römisch-katholischen Gelehrten, übersetzt von Ursula Schierse, Stuttgart 1981, Verlag Katholisches Bibelwerk, br., 304 S., DM 34,00.*

P. Zingg

HEUTE LEBEN CA. 4,6 MILLIARDEN Menschen auf der Erde – jeder zehnte Mensch, der je lebte, lebt heute. Entsprechend ist es modern, von der Bevölkerungsexplosion zu sprechen und die Gefahren der Überbevölkerung in schwarzen Farben zu malen. Aber das ist nichts Neues: Schon im 4. Jahrhundert klagte Hieronymus „Die Erde fasset uns nimmer“. Das war zu einer Zeit, als der Bevölkerungsrückgang, an dem die Antike zerbrach, schon eingesetzt hatte. Leben wir in einer ähnlichen Situation?

Der französische Historiker und Mitbegründer der quantitativen Geschichtsforschung Pierre Chaunu ist sehr dezidiert dieser Meinung. Und er belegt sie mit Zahlen, Tabellen und Erläuterungen, die bestürzen. Denn der Bevölkerungsrückgang infolge der Verhütungsrevolution (Pille, Abtreibung, Sterilisation und ihr lautstarker Begleitdiskurs) ist in den industrialisierten Ländern beängstigend. Setzt sich dieser Trend fort, so ist mit dem radikalen volkswäßigen Schrumpfungsprozeß der nächsten 100 Jahre das Verschwinden ganzer Kulturnationen verbunden. Wir gehen einer uneinholbaren und unaufhaltsamen Selbstauslöschung entgegen, wenn nicht in letzter Minute etwas Entscheidendes geschieht.

Chaunu bietet eine ganze Kulturgeschichte anhand der bevölkerungsmäßigen Entwicklung der Welt von ihren Anfängen an. Die interkulturellen Vergleiche sind von erhellenden Einsichten für die Gegenwart. So ist es unwiderlegbar, daß nur eine Geburtenrate von 2,2 bis 2,3 die Erhaltung des Bevölkerungsstandes sichert, Geburtenraten aber von unter 1,0 in wenigen Jahrzehnten ein Volk zum Aussterben verdammen. Da Deutschland die niedrigste Geburtenrate der Welt hat, ist es für Chaunu das Paradebeispiel für die zukünftige Entwicklung der Industrienationen. Entsprechend hat er für die deutsche Ausgabe ein eigenes Kapitel („Das deutsche Modell“) geschrieben, in dem die

„Gegenwart ohne Zukunft“ beschrieben und statistisch belegt ist. Von erregender Aktualität sind auch seine Ausführungen über die Lambeth-Konferenz 1930, auf der zum erstenmal die fast 2000jährige einheitliche Lehre der christlichen Kirchen zur Weitergabe des Lebens durchbrochen wurde, ein Dammbbruch, der für den damaligen Papst u. a. ein Grund für die Enzyklika „Casi connubii“ war. Von da läßt sich mühelos der Bogen zu „Humanae vitae“ und „Familiaris consortio“ ziehen, der dann verdeutlicht, in welchen Dimensionen weltgeschichtlicher Zusammenhänge man die gleichbleibende Lehre der katholischen Kirche über die rechte Weitergabe des Lebens und die Ablehnung künstlicher Empfängnisverhütung sehen muß. Die wahrhaft „prophetische Botschaft“ der Kirche und der Päpste bewahrheitet sich einmal mehr. Chaunu, der selbst Protestant ist, steht hier mit allem Nachdruck auf Seiten des kirchlichen Lehramts. Mir scheinen vor allem auch seine Hinweise wichtig (so S. 14, 60, 193, 174f.), daß Verhütung, Abtreibung und Sterilisation Etappen ein und derselben Entwicklung sind und man nicht das eine mit dem anderen verhindern kann.

Man kann nur wünschen, daß alle mit Familienfragen befaßten, vor allem aber auch unsere Priester, dieses Buch lesen, weil es jenseits theologischer Begründungen aus sozialwissenschaftlichen und kulturellen Überlegungen die Richtigkeit der kirchlichen Positionen beweist und so geeignet ist, die Identifikation mit der päpstlichen Lehre zu bestärken.

Pierre Chaunu: Die verhütete Zukunft, Stuttgart 1981, Seewald-Verlag, 311 Seiten, DM 49,80.

Norbert Martin

DER BEÄNGSTIGENDE GEBURTENRückgang besonders in Deutschland (verkürzt manchmal als „Pillenknick“ bezeichnet) hat seine Gründe in dem, was man zusammenfassend das „generative Verhalten“ nennt. Damit schon wird deutlich, daß dieses Problem eminent *familienbezogen* ist. Es ist erstaunlich, daß trotz dieser offenkundigen Beziehung das Thema „Geburtenrückgang“ weithin nur gesellschaftsbezogen diskutiert wird. Zweifellos sind auch hier Zusammenhänge zu sehen, zumal die *Folgen* schrumpfender Geburtenzahlen zunächst spürbar gesamtgesellschaftlich zutage treten. Der eigentliche Wurzelgrund aber für diese Veränderungen ist doch der innere Bereich der Familie und Ehe. Deshalb ist es von großem Nutzen, daß Kuhn (Leiter des Sonderfor-

schungsbereichs für Familienfragen an der Universität Wien) den Geburtenrückgang als Familienproblem speziell untersucht. Es geht ihm dabei um eine „Strukturlogische Problemanalyse des übergreifenden sozialanthropologischen Fragenstandes“ (so der Untertitel).

Das Unterfangen von Kuhn ist besonders schwierig und risikoreich und dies aus verschiedenen Gründen. Einmal ist es eine Fragestellung, in die ganz verschiedene Fachwissenschaften hineinragen, die also nur interdisziplinär angegangen werden kann. Sodann gibt es unter dem besonderen Blickwinkel Kuhns kaum Literatur, obwohl 20 Jahre nach dem Einsetzen des Fruchtbarkeitsrückgangs eine große Anzahl von bevölkerungswissenschaftlichen Untersuchungen vorliegen. Drittens aber geht Kuhn im Widerspruch zu den Hauptansätzen eines Großteils der tonangebenden Forschung der siebziger Jahre von einer unkonventionellen und ganz eigenständigen Erfassung und Aufarbeitung der Problematik aus, die in gewisser Weise besonderen Mut erfordert. Die Konzentration auf die Kernproblematik bei dem außerordentlich komplexen Problem ist deshalb zu begrüßen. Aus diesem Grund hat der Autor auch auf eine breite Auseinandersetzung mit der Literatur und auf einen Anmerkungsapparat verzichtet. Man mag das bedauern, aus dem Ansatz heraus ist es folgerichtig.

Grundlegend für Kuhn ist zunächst einmal ein zweifacher Grundbezug des menschlichen Fortpflanzungsverhaltens, nämlich der Mikrobereich der individuellen Primärgruppe und der Makrobereich der Gesellschaft und des Staates: „Für den Einzelmenschen, für das Ehepaar, die Kernfamilie, für die Verwandtschaft und die persönlichen Verkehrskreise bedeuten Kinderlosigkeit, Kinderarmut bzw. Kinderreichtum etwas ganz anderes als die sich daraus ergebenden Bevölkerungskonsequenzen für die Gesellschaft und für den sie ordnungspolitisch gestaltenden Staat.“ (S. 11)

Ausgehend von der Frage der jeweils zugrundeliegenden Anthropologie werden sodann die systembildenden Perspektiven von Individualismus, Kollektivismus und personaler Betrachtungsweise des Menschen behandelt und als oberstes Legitimitätskriterium für eine humane Lösung aller generativen Probleme das „generative Gemeinwohl“ vorgeschlagen. Dabei geht Kuhn alle heißen Eisen an und hat den Mut, gegen die heutigen Strömungen Stellung zu nehmen. Er tut dies aus einer zutiefst christlichen Anthropologie, die er mit guten Argumenten zu begründen weiß.

Die von Stil nicht immer leichte Sprache verlangt vom Leser viel, aber er wird durch erhellende Einsichten belohnt. Für eine zweite Auflage würde man sich ein Schlagwortregister wünschen und vom Verlag ein besseres Binden des Buches.

Dietmar Kuhn: Der Geburtenrückgang als Familienproblem. Wien 1981, Verlag des Verbandes der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs, 218 Seiten, DM 23,00.

Norbert Martin

BEI DEM ÜBERMASS AN WISSEN IN allen Einzeldisziplinen, die den Menschen betreffen, ist es heute sicher ein besonderes Wagnis, eine grundlegende Anthropologie zu schreiben. Ein solches Unterfangen ist nur interdisziplinär anzugehen. Mit der provokativen Frage „Wer ist der Mensch?“ versucht dies ein Expertenteam aus nahezu allen Disziplinen der Wissenschaft, „um einen Entwurf einer offenen und imperativen Anthropologie“ zu liefern. Der Leser wird mit nahezu allem konfrontiert, was nach heutigem Stand der Erkenntnisse über den Menschen ausgesagt werden kann.

In einem ersten Teil werden Vorüberlegungen über Hauptschwierigkeiten einer modernen Anthropologie vorgelegt, in denen auch wissenschaftstheoretische Probleme behandelt werden. Ein erster Hauptteil beschäftigt sich mit den besonderen Fähigkeiten und Eigenarten des Menschen (biologische Ausstattung, Geist-Leib-Einheit, Sprache, Milieu, Symbol, Emotion, Freiheit, Handeln usw.), der zweite Teil befaßt sich mit der Eigenart menschlicher Sozialgebilde (Ehe und Familie, Kultur, Politik, Religion, Recht, Institutionen), der dritte geht noch einmal auf die grundlegende und alle anderen Probleme berührende Frage der Personalität des Menschen ein.

Bei der gegenwärtigen Unsicherheit des Menschen in der Frage, wer und was er ist, bietet dieses Werk eine verlässliche Grundlage. Es hat den Mut, sich auch so heiklen Fragen wie der nach der Natur und dem Wesen des Menschen zu stellen. In alle Fragestellungen sind die Ergebnisse der modernen Wissenschaften eingebracht, ohne daß man dadurch der Gefahr einer additiven und nicht integrierten Betrachtungsweise verfallen wäre. Die christliche Grundkonzeption, die sich schon in der starken Herannahme des Personalismus zeigt, wird in allen Problemstellungen berücksichtigt. Die hier vorgelegte Anthropologie ist „offen“, indem sie die Freiheit des Menschen, sich für ein bestimm-

tes Selbstverständnis und ein entsprechendes Handeln zu entscheiden, respektiert, und sie ist „imperativ“, indem sie aufzuweisen versucht, daß die Freiheit zugleich eine Aufforderung an den Menschen ist, sich bewußt für eine seiner positiven Möglichkeiten zu entscheiden.

Erstellt wurde die Untersuchung im Auftrag des Instituts für wissenschaftstheoretische Grundlagenforschung, der Forschungsstelle des deutschen Instituts für Bildung und Wissen in Paderborn.

Hugo Staudinger und Johannes Schlüter (Hrsg.): Wer ist der Mensch? Stuttgart/Bonn 1981, Burg-Verlag, 366 Seiten, DM 32,00.

Norbert Martin

„ZEUGEN DES GLAUBENS IN LATEINAMERIKA“ ist ein Bildband benannt, den Emil L. Stehle vor zwei Jahren beim Mainzer Grünewald-Verlag herausbrachte. Stehle gibt dem Werk ein gutes Vorwort über die missionarischen Impulse, die die Eroberung Süd- und Mittelamerikas durch die Spanier und Portugiesen begleitet und in den selbständig gewordenen Nationen seit dem vergangenen Jahrhundert weiter gewirkt haben. Damit wird eine Perspektive in den Vordergrund gehoben, die es verdient, in Europa besser zur Kenntnis genommen zu werden. Stehle zitiert im Vorwort das sogenannte Puebla-Dokument von 1979. Darin heißt es: „Da sind die großen Heiligengestalten Lateinamerikas, wie z. B. Toribio de Mangrovejo, Rosa de Lima, Martín de Porres, Pedro Claver, Luis Beltrán und andere ...“ (S. 9). Allerdings werden nicht nur Heilige und heiligmäßige Missionare und Apostel aufgeführt, sondern auch Laien, angefangen mit Kolumbus, dem Entdecker der neuen Welt, ebenso große Apostel der neuesten Zeit. Jedem wird von immer anderen Autoren eine Kurzbiographie gewidmet. Es sind 22 Persönlichkeiten, die auf diese Weise vorgestellt werden, oft mit drei bis fünf Seiten im Großformat des Bildbandes. Bei jeder Person wird auch etwas von dem Hintergrund sichtbar, auf dem sich unsere „Zeugen des Glaubens“ abheben und dadurch Lateinamerika in einem anderen Lichte erscheinen lassen, als es oft durch die Tagespresse vermittelt wird, wenn nur von Revolutionen, Militärputschs und sozialen Spannungen die Rede ist. Man nimmt lebendigen Anteil daran, wie der Sauerteig des Evangeliums trotz gegenteiliger Einflüsse immer wieder neu einsetzt und wirksam wird. Der Heroismus und die Hochherzigkeit vieler Männer und Frauen haben eine Kir-

che geprägt, die trotz mancher Mängel oft bewundernswerte Blüten hervorgebracht hat, an der sich auch eine echte Inkulturation des christlichen Glaubensgutes ablesen läßt. Anderes Klima, andere Geschichte, andere Problemstellungen bringen auch eine andere Mentalität hervor, die sich anders ausdrückt. Wer etwas vom Leben außereuropäischen Christentums in Vergangenheit und Gegenwart aufnehmen will, dem kann man den Bildband nur empfehlen. *Emil L. Stehle (Hrsg.): Zeugen des Glaubens in Lateinamerika – Von der Entdeckung bis zur Gegenwart, Mainz 1980: Grünewald-Verlag, 112 S., DM 29,80.*

B. Schneider

„GOTTGEWEIHTES LEBEN“: UNTER diesem Titel veröffentlicht Frau Barbara Albrecht eine vorzügliche Auswahl von Texten aus Predigten, Botschaften, Ansprachen und Schreiben, die Papst Johannes Paul II in den letzten drei Jahren an Mitglieder von geistlichen Gemeinschaften in der Kirche (Orden und Säkularinstitute) gerichtet hat. Den Ausführungen des Papstes stellt sie eine längere Einführung voran, in der sie unter elf Stichpunkten die Schwerpunkte der weitgespannten Thematik des Papstes kurz erläutert. Das gelingt ihr mit erstaunlichem Durchblick durch die Materie. Diese Einführung umfaßt 27 Seiten. Wer sie aufmerksam liest und still betrachtet, hat eine gute und solide Zusammenschau, die den Papsttexten selbst das rechte Gewicht zu geben geeignet ist.

Die Texte des Heiligen Vaters zeigen uns einen Papst, der zwar als Theologe, als Seelsorger und als Lehrer der Kirche auftritt, aber alle drei Aspekte hineinintegriert hat in den Geistesmann von außerordentlichem Niveau und von ebensolcher Ergriffenheit von Gott, von Christus, von Maria und von der Sendung der Kirche am Ende unseres Jahrhunderts. Wenn er mit Nachdruck die Vertikale betont und neu herausarbeitet, so übersieht er doch nicht die apostolische Sendung der gottgeweihten Menschen, sondern gibt ihr neue Kraft und Dynamik. Der kontemplative Grundzug seiner Ansprachen und Texte ist unverkennbar, aber er belebt ebenso die Weltnähe und Weltgestaltung,

jedoch so, daß sie aller Nivellierung ins Verweltlichte enthoben bleiben. Ein weiterer Gesichtspunkt ist seine Betonung und Hervorhebung der einzelnen Charismen der jeweiligen Gründergestalten. Der Papst will, daß sie Grundlage und Voraussetzung bleiben für die Fruchtbarkeit der einzelnen religiösen Gemeinschaften, die sie noch besser und tiefer ausschöpfen sollen. Darum soll nach seinen Mahnungen der Blick nach vorne und in die Zukunft immer mit dem in die Vergangenheit verbunden sein, weil nur so beim Schreiten der Kirche durch die Jahrhunderte echte Geschichte möglich bleibt. Der Papst erkennt sehr klar den inneren Zusammenhang zwischen dem Einfluß der Gemeinschaften des gottgeweihten Lebens und der Fruchtbarkeit der Kirche als ganzer. Was weiter auffällt, ist, daß der Papst in der Gottesmutter das Vorbild des gottgeweihten Menschen erblickt und selber mit Inbrunst von Maria spricht. Die innere Glut, die in allen Texten spürbar ist, läßt ihn selbst als einen prophetischen Geist erscheinen, in dem Worte und Leben eine volle Einheit bilden.

In einer Schönstatt-Zeitschrift darf man eigens darauf verweisen, mit welcher Wärme, Liebe und Sachkenntnis der Papst 1980 vor dem Generalkapitel der Schönstattpatres in Rom über Pater Kenterich, die Schönstattbewegung und deren guten kirchlichen Geist gesprochen hat (Seite 250-253).

Wir sind dem Heiligen Vater dankbar für seine Worte an die gottgeweihten Menschen in der Kirche – Männer wie Frauen. Auch Frau Albrecht verdient Dank für die gute Auswahl und Zusammenstellung der Texte des Papstes, und nicht weniger für die Einführung, die sie dem Werke mitgegeben hat. Hier liegt ein solider geistlicher Führer vor für die Verwirklichung der großen Anliegen der Kirche; denn was für die Elitegemeinschaften der Kirche wichtig oder entscheidend ist, ist es auf anderer Ebene und in anderer Art für die Gesamtkirche.

Johannes Paul II.: Gottgeweihtes Leben – Predigten, Botschaften, Ansprachen und Schreiben an Mitglieder von geistlichen Gemeinschaften. Auswahl und Einführung von Barbara Albrecht, Vallendar-Schönstatt 1982: Patris Verlag, 335 S., kt., DM 16,80.

B. Schneider